



# Newsletter vom 6. 12. 2020

## Inhalt

Die duale Berufsbildung – eine rundum gute Sache.....	2
4.12.2020, Marianne Wüthrich.....	2
„Franz, du schaffst das!“ .....	4
Journal21, 27.11.2020, Carl Bossard .....	4
Das Gymnasium ist überschätzt.....	6
NZZ 24.11.2020, Schwarz und Wirz, Claudia Wirz .....	6
Eine Berufslehre ist erst der Anfang.....	7
NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach.....	7
Die Schule der Nation .....	8
NZZ 25.11.2020, Bildung, Claudia Wirz .....	8
Näher am Leben.....	10
NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach, Zürich .....	10
Keine Lust mehr auf Schule.....	11
NZZ 25.11.2020, Bildung, Urs Hafner .....	11
«Ich könnte keine Tiere schlachten» .....	12
NZZ 25.11.2020, Bildung, Gabriela Dettwiler, Appenzell .....	12
Zeichnen, planen, rechnen .....	13
NZZ 25.11.2020, Bildung, Ruth Fulterer, Luzern.....	13
«In der Luft gibt es keinen Pannestreifen».....	14
NZZ 25.11.2020, Bildung, Nils Pfändler, Kloten .....	14
«Hier kann man alles erreichen» .....	15
NZZ 25.11.2020, Bildung, Karin A. Wenger, Aargau .....	15
Seht her, wir bauen einen Smoker-Grill! .....	16
NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach, Uzwil .....	16
«Die Berufslehre hat ein Imageproblem».....	19
NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach und Nils Pfändler .....	19
Exportschlager Berufslehre.....	21
Tages-Anzeiger 5.12.2020, Debatte, Kopf des Tages, Edgar Schuler .....	21
Angeblich rassistische Schulbücher .....	22
Zürcher Bote, 27.11.2020, Tobias Infortuna .....	22
Heinrich Pestalozzi – Pionier der politischen Pädagogik.....	24
Condorcet Bildungsperspektiven, 2.12.2020, Gastbeitrag von Peter Aebersold .....	24

---



## Die duale Berufsbildung – eine rundum gute Sache

4.12.2020, Marianne Wüthrich

Eine sehr vielfältige und ausgewogene Beilage zur Berufsbildung hat uns die NZZ letzte Woche beschert. Für einmal ohne die unnötige und vom Wesentlichen ablenkende «Grundsatzfrage» in den Raum zu stellen, ob unsere Gesellschaft es gerechterweise nicht allen Jugendlichen ermöglichen sollte, die Matura zu machen. Claudia Wirz malt in ihrem Artikel «Das Gymnasium ist überschätzt» aus, wie grotesk solche «Gerechtigkeits-Überlegungen» sind. Sie werden nämlich den unschätzbaren Vorzügen der schweizerischen dualen Berufsbildung in keiner Weise gerecht: Für das Leben der einzelnen Jugendlichen (damit ist nicht nur ihre berufliche Zukunft gemeint!), für die hohe Qualität des Wirtschaftsstandortes, für die ausserordentlich tiefe Jugendarbeitslosigkeit und für eine lebendige Demokratie. «Das historisch gewachsene Schweizer Berufsbildungssystem ist ein gut funktionierendes Zusammenspiel zwischen Wirtschaft, Staat und Gesellschaft», so noch einmal Claudia Wirz in ihrer Besprechung von Emil Wettsteins neuem Buch «Berufsbildung. Entwicklung des Schweizer Systems» («Die Schule der Nation»).

Mich haben die Zufälle des Lebens nach meinem Studium in die Berufsschule geführt, wo ich jungen Leuten in gewerblich-technischen Berufen und später auch im KV ein Stück Allgemeinbildung mitgeben durfte. «Warum bist du als Juristin Berufsschullehrerin und nicht Anwältin geworden?» Diese Frage wurde mir häufig gestellt. Sie ähnelt der Meinung, aufgeweckte und lernfreudige Schüler sollten keine Lehre machen, sondern unbedingt das Gymi besuchen. Auf solche merkwürdigen Ideen kommen vor allem Akademiker, ich eingeschlossen, bevor ich Berufsschullehrerin wurde. Als ob man als Juristin nicht Freude daran haben könnte, mit jungen Menschen die Geheimnisse der Rechts- und Wirtschaftskunde zu erkunden, mit ihnen zu lesen und zu schreiben und dabei ihre Deutschkenntnisse zu verbessern – und den einen oder die andere fürs Lesen zu begeistern. Und was mir besonders am Herzen lag: Sie dafür zu gewinnen, aktive Bürgerinnen und Bürger in der direkten Demokratie zu werden, indem ich das Interesse an den staatsrechtlichen Grundlagen weckte und mit ihnen Zeitung las und das Abstimmungsbüchli entschlüsselte. Dass man in einer Anwaltskanzlei mehr verdienen würde, ist ja nicht für jeden prioritär.

### ***Einstieg in die Lehre: Ärmel hochkrempeln und los geht's!***

Eine meiner ersten tiefgehenden Erfahrungen in der Berufsschule waren die Aufsätze, die meine Elektromonteur-, Maschinenmechaniker- und Mechapraktiker-Klassen (heute heissen die Berufe anders) nach den ersten drei oder vier Monaten ihrer Lehre zum Thema «Von der Schule zum Berufsleben» – oder so ähnlich – schrieben. Wie die 15-, 16-Jährigen die enorme Umstellung vom gemütlichen Oberstufenschüler-Dasein zum strengen und vollen Einsatz fordernden Arbeitstag anschaulich beschrieben und innert weniger Monate bewältigten, wie sie (fast ausnahmslos) ihre Freude am Beruf, am eigenständigen Schaffen, ihren Stolz auf die ersten selbsterstellten Arbeitsstücke und natürlich auch auf den ersten Zahltag zum Ausdruck brachten, erschütterte meinen Akademiker-Hochmut in den Grundfesten. Was für eine einmalige Chance die duale Berufslehre einem Grossteil unserer jungen Leute bietet, in der wichtigen Lebensphase zwischen 15 und 20 zu reifen und ihren Platz im Leben einzunehmen! Ähnliche Beobachtungen schildert in diesem Newsletter Kollege Thomas Pfann, der vom Gymi zur Berufsschule gewechselt hat und dort Allgemeinbildung unterrichtet: «Nach zwei Monaten sind die meisten keine Sekundarschüler mehr, das merkt man» («Näher am Leben»).

Damit will ich keineswegs sagen, dass das Gymi nicht auch eine gute Wahl sein kann – mir jedenfalls hat das intensive Lernen im Klassenzimmer und zu Hause (meistens) Freude gemacht. Ebenso klar ist, dass es zu den Aufgaben von uns Berufsschullehrern



gehört, jeden Jugendlichen, der gerne nach der Lehre eine Weiterbildung machen will, vielleicht die Berufsmatura und ein Studium, nach Kräften zu unterstützen. Dabei hilft ihm das ausgesprochen durchlässige Schweizer Bildungssystem: «Wer will, kann – aber niemand muss nach weiteren Diplomen streben», hält Robin Schwarzenbach in seinem Leitartikel zur NZZ-Bildungsbeilage richtig fest. Auch fasst manch eine, die mit 14 den «Schulverleider» hatte, in der Berufsschule neuen Mut zum Lernen, wenn die Lehrerin sie «richtig nimmt». Zum Beispiel so, wie unser geschätzter Kollege Carl Bossard es auch diesmal in seinem ermutigenden Artikel vormacht: «Franz, du schaffst das!»

Nun lade ich Sie ein, in die reichhaltige Welt der Berufslehre einzutauchen, die wir Ihnen in diesem Newsletter anbieten.

### **Jeder junge Mensch sucht sich seinen eigenen Weg in die Zukunft**

Wir erfahren von Lorin, der «keine Lust mehr auf Schule» hatte und nun mit Begeisterung Schreiner lernt. Ein Glück, dass seine Eltern es schafften, «über ihren Schatten zu springen», dann wird es für den mutigen Umsteiger leichter. Es gibt auch den umgekehrten Weg: Eine junge Frau, die nach der Matura eine Lehre als Konstrukteurin absolviert, mit verkürzter Lehrzeit und viel Spass am «Zeichnen, planen, rechnen». Andere junge Technik-Freaks lernen in der SR Technics am Flughafen Zürich, dass am Flugzeugtriebwerk keine Fehler passieren dürfen, denn: «In der Luft gibt es keinen Pannestreifen». (An der Berufsschule Bülach, wo ich unterrichtet habe, hatten wir pro Jahr eine ganze Polymechnik-Klasse aus der SR Technics.)

Eine Fleischfachfrau im dritten Lehrjahr berichtet von ihrer «abwechslungsreichen und kreativen Arbeit» und ihrer Freude am Kontakt mit den Kunden. Die junge Frau aus dem Appenzellerland hat auch an den Berufsmeisterschaften teilgenommen («Ich könnte keine Tiere schlachten»). Hier treffen sich die Einsatzfreude und die Leistungsbereitschaft vieler junger Berufsleute und das Interesse der Schweizer Wirtschaft an Spitzenkräften, vor allem in den gewerblichen Branchen. Wie ein solcher Wettkampf abläuft, erfahren wir in der Reportage «Seht her, wir bauen einen Smoker-Grill!» Obwohl die jährlichen Swiss Skills dieses Jahr wegen Corona nur in kleinem Rahmen und mit wenig Publikum stattfinden, liessen sich die jungen Anlagen- und Apparatebauer aus der Ostschweiz nicht davon abhalten, vier Tage lang vollen Einsatz zu leisten.

Ein Beispiel für die Durchlässigkeit unseres Bildungssystems ist Aleksandra Milosevic: Mit 13 ist sie aus Serbien in die Schweiz gekommen, ohne ein Wort Deutsch zu können. Nach ihrer Lehre im Detailhandel absolvierte sie die BMS, dann die Passerelle (Übergang zum Hochschulstudium), jetzt, mit 27, studiert sie Germanistik und Geschichte an der Uni Bern. «Hier kann man alles erreichen», sagt Aleksandra heute. Zugegeben, wie Sand am Meer gibt es solche Karrieren auch in der Schweiz nicht, aber es gibt sie. Anders als in vielen Ländern findet man hier auch den CEO eines Grosskonzerns, der nicht mit der Matura, sondern mit einer Mechanikerlehre angefangen hat («Die Berufslehre hat ein Imageproblem»), und er ist bei weitem nicht der einzige. Denn es gehört zum dualen Berufsbildungssystem, dass gute Leute auch an die Spitze kommen können – wenn sie wollen. Andere bleiben lieber in ihrem praktischen Beruf. Sie finden ein erfülltes Arbeitsleben als Maler oder Bäcker oder Fachangestellte für Gesundheit, mit einer unschätzbaren Fülle von Wissen und Kenntnissen, die sie gerne an die jungen Generationen weitergeben. Gerade diese Kenner und Könner sind ein wichtiger Motor für das Fortbestehen der dualen Berufsbildung.

### **Berufslehre in andere Länder tragen**

Die Idee von Samuel Notz («Exportschlager Berufslehre»), das Schweizer System der Welt zugänglich zu machen, ist selbstverständlich nicht neu: Die DEZA und viele freiwillige Fachleute setzen sich schon seit langem dafür ein, auch Ländern in den ärmeren



Regionen der Welt die Berufslehre näherzubringen und sie beim Aufbau von Lehrwerkstätten und der Schulung von Ausbildnern zu unterstützen. Aber ob sich ein rein digitales Programm als gewinnbringendes Businessmodell für die Verbreitung der Berufslehre eignet, ist eher fraglich. Das Foto des selbst geflochtenen Butterzopfs ist ja gut und recht, aber mich als Konsumentin würde doch auch sehr interessieren, wie gut der Zopf schmeckt.

### **Duales Berufsbildungssystem nicht aufs Spiel setzen!**

Mit Peter Aebersolds hervorragendem Beitrag zu Heinrich Pestalozzis Wirken schliesst sich der Kreis. Eine gute Grundbildung für alle war diesem weit vorausblickenden Pädagogen eines der grössten Anliegen, und gerade diese ist heute mit den untauglichen und für viele Kinder schädlichen Experimenten in der Volksschule in Gefahr. Das für unsere Jugend und die Gesellschaft existenzielle duale Berufsbildungssystem muss auf soliden Grundlagen aufbauen können. Das dürfen wir nicht aufs Spiel setzen.

---

## **„Franz, du schaffst das!“**

Journal21, 27.11.2020, Carl Bossard

**Entscheidend für den Bildungserfolg sind glaubwürdige Lehrerinnen und Lehrer, die fördern, fordern und ermutigen. Das geht im Reform-Aktivismus unter.**

„Franz, du schaffst das!“ Mit dieser Erwartungshaltung hätten ihn die Lehrer gestärkt. So erinnert sich der Unternehmer Franz Käppeli an seine Schulzeit.<sup>1</sup> Der Gründer der Labor medica AG wird in eine arme Bauernfamilie geboren. Als elftes von zwölf Kindern wächst er in Muri im Freiamt auf. Sein Studium an der ETH Zürich berappt er selber. Der promovierte Biochemiker Käppeli baut eines der führenden medizinischen Laboratorien der Schweiz auf, verdient ein Vermögen und stiftet gegen 15 Millionen Franken als Beitrag an die Renovation des Klosters Muri – dies mit der einzigen Begründung, seine Lehrer hätten ihm viel zugetraut und ihn ermutigt.

### **Tiefenwirkung statt Oberflächen-Reformen**

Lehren ist wirken. „Teacher, know thy impact!“ – „Wisse, was du bewirken kannst!“ Auf diese einprägsame Kurzformel bringt der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie die Kernbotschaft seiner grossen empirischen Unterrichtsstudie: Entscheidend für den Bildungserfolg ist, dass die Lehrenden die eigene pädagogische Wirkungsweise kennen und sie immer wieder kritisch hinterfragen.<sup>2</sup>

Beim Bauernbuben Franz Käppeli wirkten die Lehrerinnen und Lehrer. Sie bewirkten viel und sie wirkten nachhaltig oder eben „tief“. Nicht umsonst unterscheidet die Wirksamkeitsforschung zwischen den „tiefen Strukturen“ des Unterrichts und Oberflächenmerkmalen. So wirken die Glaubwürdigkeit der Lehrperson und ein dem Lernen förderliches Klima beispielsweise viel stärker als webbasiertes Lernen oder die vielgelobte Freiarbeit. Letztere erweist sich als erschreckend ineffektiv.

Wer die Reformkaskade der letzten Jahre und Jahrzehnte überblickt, erkennt viel Oberflächliches: klassenübergreifendes, altersdurchmischtes Lernen, Lernumgebungen mit Stationenlernen, weiter die dominante Methode des selbstgesteuerten oder selbstorientierten Lernens und das forcierte Arbeiten in Gruppen und Projekten.

---

<sup>1</sup> Erich Aschwanden (2013), *Das Millionen-Geschenk ohne Hintergedanken*, in: NZZ, 13.07.2013

<sup>2</sup> John Hattie (2012), *Visible Learning for Teachers*. London, New York: Routledge, S. IX



Vieles wurde in schnellem Takt reformiert: einheitliche Schulstrukturen, nationale Bildungsziele, Integration von Kindern mit besonderen Bedürfnissen, Lehrplan 21 und kompetenzorientierter Unterricht, dazu neue Fächerkombinationen und zwei Fremdsprachen in der Primarschule. Doch viel scheint nicht genug zu sein. Vielmehr geht es zügig weiter. Im Moment priorisiert die Politik vor allem zwei Bereiche: Digitalisierung und Ökonomisierung der Bildung.

### **Bildungsvollzugsbeamte**

Im PISA-Zeitalter regiert die Logik der Ökonomie. Sie bringt auch den Wechsel von der Input- zur Output-Steuerung. Kompetenzstandards normieren die Ziele von Lern- und Ausbildungswegen. Die erwarteten und als relevant bezifferten Bildungseffekte werden in ein testfähiges Format transformiert. Mit den Messmethoden der empirischen Bildungsforschung sind sie erfassbar und kontrollierbar. So wird Bildung geplant und gesteuert, limitiert und formatiert. Ankreuztests und andere Messmethoden prüfen die Erreichung der geplanten Effekte.

Wichtig aber wäre die Frage: Suchen wir tatsächlich in der Bildung primär nach Messbarem? Wenn ja, wäre es sinnvoll, dies dann in bestimmten Wertungen und Rankings abzubilden. Oder sollten wir nicht vielmehr zuerst fragen, was uns wertvoll und wichtig ist und dann erst messen? Diese entscheidende Frage wird nicht gestellt. Dafür wird umso intensiver getestet und gemessen.

Noch nie war im Schweizer Bildungswesen so viel von Kontrolle und Rechenschaft die Rede wie heute. In diesen Zusammenhang gehört auch das sogenannte Bildungsmonitoring, das permanente Untersuchen, Überprüfen und Überwachen. Darum werden bereits fünfjährige Kindergartenkinder auf Buchstaben getestet und auf Zahlenkenntnisse überprüft. Die Ergebnisse stehen feinsäuberlich auf einem kleingerasterten Blatt. Es umfasst sage und schreibe 40 Punkte. Die Kindergärtnerin muss sie mit den Eltern im Detail besprechen, orientiert am Output, fixiert auf das Ziel des Lernweges. Bildungsprozesse werden bürokratisch überwacht. Lehrerinnen und Lehrer mutieren so zu Bildungsvollzugsbeamten und Kinder zu Vollzogenen, wie es der sensible Dichter Peter Bichsel wahrnimmt.<sup>3</sup>

### **Reformen ohne Wirkung**

All diesen pädagogischen Reformen gemeinsam ist das Versprechen, dass es besser wird als bis anhin – irgendwann und irgendwie und natürlich zum Wohl der Kinder und Jugendlichen. Doch was von diesen Reformen wirkt wirklich? Man weiss es schlicht nicht. Eine Wirkung sei empirisch nicht nachzuweisen, gesteht der Bildungsökonom Stefan C. Wolter, Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, freimütig.<sup>4</sup> Ob die Reformkaskade wissenschaftlich zu rechtfertigen ist? Danach fragt niemand.

Doch warum konzentriert sich die offizielle Bildungspolitik primär auf Strukturen und Oberflächenphänomene? Warum ist kaum von den Tiefenmerkmalen der Bildungsprozesse die Rede und warum so wenig vom pädagogischen Wirken der Lehrerinnen und Lehrer, von der Interaktion zwischen ihnen und den Schülern? In genau diesen Bereichen liegt ja der Schlüssel zur Schulqualität.

Effektives Lernen ist das Resultat identifizierbarer Lehraktivitäten, allgemeiner gesagt:

---

<sup>3</sup> Peter Bichsel (2015), *Kinderarbeit im Bildungsvollzug*, in: Ders., *Über das Wetter reden. Kolumnen 2012–2015*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 33f

<sup>4</sup> Martin Beglinger, „Das ist vernichtend“, in: NZZ, 31.08.2018, S.53



erfolgreichen Lehrens<sup>5</sup> und engagierten Unterrichtens. Erfolge stellen sich dort ein, wo Lehrpersonen vital präsent und mit humaner Energie am Weiterkommen ihrer Schüler interessiert sind. Das lässt sich auch datenbasiert belegen. Alle Einflussgrößen, in denen sich die personale Dimension des Unterrichts widerspiegelt – etwa das Emotionale, das Beziehungshafte, das Dialogische, das kognitiv Anregende – erzielen hohe Wirkwerte auf die Lernleistung der Kinder und Jugendlichen.

### **Bildung lebt von Interaktion**

Die Basisdimensionen von Unterrichtsqualität liegen darum in den Tiefenstrukturen: Wie gut gelingt es der Lehrerin, den Unterricht störungsfrei und strukturiert zu steuern? Wie weit gelingt es dem Lehrer, dass sich alle Schülerinnen und Schüler aktiv mit den Lerninhalten auseinandersetzen, intensiv üben und die Lernzeit effektiv nutzen? Und auf welche Weise helfen Lehrerinnen und Lehrern ihren Kindern, wenn Verständnisprobleme auftreten? Wie konstruktiv geben sie Feedback und wie sehr ist das Zwischenmenschliche von Respekt und Wertschätzung geprägt?

Der Ort schulischer Bildung ist eben nie die Struktur allein, nie die Methode allein und auch nie das Medium allein. Der Ort schulischer Bildung ist die Interaktion zwischen Menschen; in diesem Dazwischen entsteht Wirkung. Und dazu zählt auch der heitere Zwischenruf, zählt die verstehende Zuwendung, zählen Anerkennung und Anregung, aber auch Widerstand und Widerrede.

„Franz, du schaffst das!“. Für Franz Käppelis Lernweg waren die Lehrer der zentrale Faktor – nicht Strukturen und nicht Oberflächenmerkmale. Der erfolgreiche Unternehmer hatte Pädagogen, die an ihn glaubten und ihn ermutigten.

---

## **Das Gymnasium ist überschätzt**

NZZ 24.11.2020, Schwarz und Wirz, Claudia Wirz

Würde es jemandem ernsthaft einfallen, einen Spitzenkoch als Opfer eines ungerechten Bildungssystems darzustellen? Eines Bildungssystems, das laufend soziale Ungleichheit produziert? Das Kinder von Akademikern bevorzugt und den anderen Steine in den Weg legt – als gäbe es jenseits von Matura und Universitätsstudium kein Glück, kein Prestige und keine wichtigen Posten, sondern bestenfalls zweitbeste Lösungen?

Oder anders gefragt: Wäre die Welt gerechter, wenn aus unserem exemplarischen Spitzenkoch ein Akademiker geworden wäre, ein Geisteswissenschaftler, der wie Hunderte von Seinesgleichen in der Verwaltung verschwinden oder in der Gleichstellungsabteilung eines Unternehmens in Teilzeit Sprachleitfäden ausarbeiten würde? Wäre er zwischen Drucker und Bildschirm anerkannter, reicher und für die Gesellschaft gewinnbringender geworden als am Herd und im kreativen Wettbewerb mit den Berufskollegen um das solideste Handwerk?

Diese Fragen sind natürlich rhetorischer Natur. Aber sie drängen sich auf, wenn man jenen zuhört, die dem Schweizer Bildungswesen gravierende Ungerechtigkeit unterstellen. Die angeblich nicht vorhandene Chancengleichheit beim Bildungszugang machen sie am Umstand fest, dass Akademikerkinder häufiger die Matura machen als Kinder aus nicht-

---

<sup>5</sup> Helmut Heid (2007), Was vermag die Standardisierung wünschenswerter Lernoutputs zur Qualitätsverbesserung des Bildungswesens beizutragen?, in: Dietrich Benner (Hrsg.), Bildungsstandards. Kontroversen – Beispiele – Perspektiven. Paderborn: Verlag Schöningh, S. 37



akademischen Familien und damit systematisch in den Genuss besserer Karrieren kommen. Geht man davon aus, dass die Natur die Intelligenz ohne Ansehen der sozialen Schicht verteilt hat, müsste also Diskriminierung vorliegen, die es, so die Experten, zu beseitigen gilt. «Wir brauchen die Schlaunen», meinte eine Bildungsforscherin vor einiger Zeit zur «Weltwoche» – und mit «wir» meinte sie die Universitäten.

Diese Polemik sagt mehr aus über die akademische Weltsicht als über soziale Ungerechtigkeit im Bildungswesen. Nur wer den Typus Akademiker zum Mass aller Dinge erklärt, kann die Berufsbildung als die vermeintlich zweite Wahl betrachten und dem Handwerk die Talente neiden.

Einen Überschuss an Akademikern gebe es nicht in der Schweiz, meinen Forscher. Ein Schelm, der glaubt, das sei (auch) mit dem ungezügeltten Wachstum der öffentlichen Verwaltung zu erklären. Aber keine Frage – die Schweiz braucht mehr denn je Spitzenforschung und hochspezialisierte Fachkräfte. Aber diese Exzellenz hat ihre Quelle beileibe nicht nur am Gymnasium. Vielmehr wird das Gymnasium überschätzt. Nicht nur, weil dort nicht immer die Richtigen sitzen, sondern weil den Absolventen einer Berufslehre im Schweizer Bildungssystem alle Türen offenstehen – bis hin zur Universität.

Was nützen uns intelligente Handwerker?, fragte sinngemäss die erwähnte Bildungsforscherin in der «Weltwoche». Sie sind ein Glücksfall, sei ihr geantwortet. Das wissen schon die Jungen, offenbar vor allem die jungen Burschen, die deutlich häufiger als die Mädchen eine Berufslehre machen. Es soll tatsächlich Kinder von Akademikerpaaren geben, die auf eigenen Wunsch und mit dem Zuspruch ihrer Eltern eine Lehre absolvieren. Die Chancen stehen hervorragend, dass sie eine bemerkenswerte Karriere machen, wenn sie es wollen.

**Claudia Wirz** ist freie Journalistin und Autorin.

---

## Eine Berufslehre ist erst der Anfang

NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach

Früher hiess es: «Mach doch eine Lehre.» Heute sagen immer mehr Eltern zu ihren Kindern: «Mach doch die Matura.» Das zumindest ist die Erfahrung von Jens Breu, CEO der Ostschweizer Industriegruppe SFS, den wir für diese Sonderbeilage zum grossen Interview gebeten haben (Seite 5). Der frühere Maschinenmechaniker steht damit nicht allein da. Gerade bildungsnahe Kreise betonen zwar gerne die Vorzüge der dualen Ausbildung, sie loben unsere Lehrberufe und die Aufstiegsmöglichkeiten danach. Aber die eigenen Kinder? Die sollen bitte schön ins Gymnasium gehen und danach studieren, und zwar an einer Universität und nicht etwa an einer Fachhochschule.

Besonders ambitionierte Eltern machen sich das Leben erst recht schwer: Sie machen sich Vorwürfe, «versagt» zu haben, wenn die Kinder «scheitern» (beziehungsweise den Vorstellungen der Eltern nicht entsprechen) und aus der Mittelschule fliegen. Oder das Gymnasium gar freiwillig verlassen, wie dies dem Akademikerpaar im Text auf Seite 7 widerfahren ist. Was sollen nur die Nachbarn denken?

Dabei steht Berufseinsteigern nach einer Lehre immer noch vieles offen. Das zeigt bereits ein Blick auf die verschiedenen Bildungswege auf der nächsten Seite dieses Sonderbunds. Oder aber Geschichten wie jene von Aleksandra Milosevic. Die Serbin kam mit 13 Jahren in die Schweiz. Ihr Vater war Saisonnier. Deutsch konnte sie keines, aber sie biss sich durch. In der Lehre im Detailhandel, bei der Berufsmatur, während der Passerelle. Auf Seite 11 erfahren Sie mehr.



Wer will, kann – aber niemand muss nach weiteren Diplomen streben. Gerade Jugendliche müssen, ja sie können heute noch gar nicht wissen, wo sie in fünf oder zehn Jahren im Berufsleben stehen werden. Es sei ihnen vergönnt, einen Schritt nach dem anderen zu gehen. Im eigenen Tempo, ihren eigenen Neigungen und Interessen entgegen. Studien zeigen, dass die allermeisten jungen Erwachsenen zufrieden sind mit ihrer «beruflichen» Situation, ob Lehrling oder Gymnasiast. Ein Befund, der beruhigen sollte, denn: Ist das nicht das Wichtigste – dass das eigene Kind zufrieden ist?

Zu hoffen bleibt, dass Berufseinsteiger die Corona-Krise weiterhin gut überstehen werden. Der Lehrstellenmarkt ist bis jetzt recht stabil geblieben. Doch 2021 könnte die Unsicherheit zunehmen.

---

## Die Schule der Nation

NZZ 25.11.2020, Bildung, Claudia Wirz

***Die Berufsbildung vereint alle Tugenden des liberalen Schweizer Bundesstaats. Man sollte ihr Sorge tragen. Von Claudia Wirz***

Es ist paradox: Ausgerechnet in einer Zeit, in der es dank Bologna und OECD bald für alles einen Master gibt, verschwindet der Lehrmeister. Das Wort Lehrmeister darf man heute nicht mehr verwenden, zumindest nicht offiziell. Dabei steht es beileibe nicht für etwas Schlechtes. Im Gegenteil: Im deutschsprachigen Raum versinnbildlicht der Lehrmeister seit Jahrhunderten eine Institution, die ganz wesentlich für die Weitergabe von praktischem Können und Wissen und damit für die Schaffung von Wohlstand und Fortschritt zuständig ist. Als Institution gibt es den Lehrmeister von ehemals zum Glück noch immer. Aber er ist jetzt ein Berufsbildner, als würde er – analog zum Maskenbildner – Berufe bilden.

### **Glücksfall «von unten»**

Das tut er natürlich nicht. Er bildet vielmehr Menschen aus Fleisch und Blut. Genauer gesagt bildet er seine Lehrlinge und seine Lehrtöchter zu professionellen Berufsleuten aus und begleitet sie nebst all den anderen Aufgaben im Betrieb als «Milizler» auf ihren ersten Schritten in der Arbeits- und Erwachsenenwelt. Sprachlich gesehen sind der Lehrling und die Lehrtöchter genauso aus der Zeit gefallen wie ihr Lehrmeister. Im Neusprech sind sie jetzt Lernende. Das ist zwar – man kann es nicht oft genug betonen – grammatikalisch falsch und semantisch unscharf, aber dafür politisch korrekt. Ja, Bürokratie und Genderdogma fegen leider ohne grossen Widerstand durch alle Instanzen der Gesellschaft und haben längst auch die Berufsbildung erfasst.

Dabei passt solch aufgepfropftes akademisches Gedöns gar nicht zum Naturell der Berufsbildung. Die Berufsbildung ist wie kein zweites Lerninstitut ein System, das «von unten» kommt, eines, das nicht «von oben», von einer vermeintlich allwissenden Elite, anbefohlen wird. Jeder noch so kluge Rat der Weisen würde kläglich an der Aufgabe scheitern, ein taugliches Berufsbildungssystem aufzubauen, weil er die dafür notwendigen Informationen gar nicht hat, ja, nicht haben kann. Diese Informationen können nur durch die Dynamik des Marktes entstehen und durch die «Schwarmintelligenz» der Unternehmen weitergegeben und verarbeitet werden.

Die Berufsbildung hat ihre Heimat also in der Praxis, in den Betrieben. Was mit den Zünften begann, setzte sich nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft unter den neuen Spielregeln der Wirtschafts- und Gewerbefreiheit fort. Der junge Schweizer Bundesstaat machte im ausgehenden 19. Jahrhundert sozusagen die Not zur Tugend. Als man





sich durch die Industrialisierung mit einer wachsenden ausländischen Konkurrenz konfrontiert sah, hatte man zwei politische Optionen: Marktabschottung zum Schutz der Wirtschaft oder eine Ausbildungs Offensive zur Qualifizierung der erwerbstätigen Bevölkerung.

Man entschied sich für den Fortschritt und institutionalisierte die Berufsbildung. Es entstand ein Modell der Zusammenarbeit von Wirtschaft und Staat, das sich als Glücksfall erweisen sollte – bis heute. Die Berufsbildung wurde zur «Schule der Nation».

Bis heute sind liberale Werte wie Föderalismus, Bürgernähe und Eigenverantwortung zentrale Zutaten dieses Erfolgsrezepts. Auch wenn die staatliche Umarmung der Berufsbildung zunehmend enger wird – was nicht nur schlecht ist. Auch wenn es in der öffentlichen Debatte und in der Verwaltung primär Akademiker sind, die über die Berufsbildung nachdenken. Und auch wenn die OECD immer wieder mit Reformvorschlägen für Unruhe sorgt – das Berufsbildungssystem erweist sich als erstaunlich robust gegenüber planwirtschaftlichen «Modernisierungen». Dieser Geist hat sich auch wiederholt an der Urne manifestiert.

Auch der Milizgedanke gehört trotz aller Globalisierung noch immer zum Kernbestand der Berufsbildung. Eine Forschungsarbeit aus dem Jahr 2018 hat gezeigt, dass Schweizer Unternehmen nicht nur aus finanziellen Überlegungen junge Leute ausbilden, sondern auch aus Überzeugung. Für sie ist die Ausbildung des beruflichen Nachwuchses Firmen-tradition, sie erachten ihr Engagement als Leistung für die Gesellschaft. Wirtschaftsinteressen und soziale Verantwortung sind also keine Gegensätze, sondern bedingen sich gegenseitig.

Der Erfolg dieses Modells spricht für sich. Die Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz ist tief, und die Berufslehre ermöglicht aller Ungleichheitsrhetorik zum Trotz praktisch allen Jugendlichen einen aussichtsreichen Start ins Arbeitsleben. Die Weiterbildungsmöglichkeiten sind vielfältig und leicht zugänglich. Schweizer Berufsleute gehören zu den besten der Welt. Und dank der Durchlässigkeit der Bildungswege steht ihnen mit vernünftigem Aufwand auch der Weg an Fachhochschule oder Universität offen, wenn sie das denn wollen.

### **Eine Lehre – alle Optionen**

«Wer eine Berufslehre absolviert, hat heute alle Optionen», sagt Emil Wettstein, ein Kenner des Schweizer Berufsbildungssystems. Von der Praxis kommend, hat er soeben ein Buch zur Entwicklung des Schweizer Systems veröffentlicht. Wer es liest, erkennt, dass es für einen Run aufs Gymnasium in der Schweiz mit ihren über 240 Lehrberufen samt Weiterbildungsangeboten keinen objektiven Grund gibt. «Nur die Eltern und die Lehrkräfte haben das noch nicht ganz begriffen», meint Wettstein. Und auch die OECD irrt sich fundamental, wenn sie – so geschehen im Jahr 2012 – den USA das Schweizer Modell der Berufsbildung als eine Art Auffangstrategie für schlecht Qualifizierte anempfiehlt. Wer das Schweizer Berufsbildungssystem so sieht, hat es nicht verstanden. Schon das Angebot von verkürzten Berufslehren für Maturanden oder Studienabbrecher spricht für sich.

Das historisch gewachsene Schweizer Berufsbildungssystem ist ein gut funktionierendes Zusammenspiel zwischen Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. In seinem Buch zeigt Emil Wettstein anhand von akribischer Quellenarbeit auf, wie es entstanden ist, wie es sich über die vielen Jahrzehnte hinweg entwickelt hat und warum es heute noch so gut funktioniert. Eigentlich ist das Buch eine Pflichtlektüre für alle, die mit der Berufsbildung zu tun haben und sie verstehen wollen, und man wünscht ihm, dass es auch im fernen Paris am Sitz der OECD gelesen werden möge. Nach der Lektüre dürfte auch klar sein, dass einem derart gut eingespielten Modell, an dem sozusagen die ganze Gesellschaft teilhat und das einen Königsweg zu beruflicher Exzellenz darstellt, Sorge zu tragen ist und dass sich so



etwas nicht so einfach exportieren lässt, wie sich das manche Politiker vielleicht wünschen.

*Emil Wettstein: Berufsbildung. Entwicklung des Schweizer Systems. HEP-Verlag, Bern 2020. 224 S., Fr. 29.–.*

---

## Näher am Leben

NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach, Zürich

Ein Supermarkt bietet Weinkartons zu Aktionspreisen an. Ein Mann lässt sich nicht zweimal bitten und will gleich zehn Kisten kaufen. Darf er das, obwohl die Frau an der Kasse ihn darauf hinweist, dass pro Kunde maximal zwei Kartons erlaubt seien? Und was gilt in dem Elektronikgeschäft, wo ein weiterer Kunde einen Fernseher für 899 Franken erstehen will und sich dazu auf ein entsprechendes Inserat des Ladens beruft? In dem Geschäft allerdings ist das Gerät mit 1099 Franken angeschrieben ...

Thomas Pfann, Lehrer an der Allgemeinen Berufsschule Zürich, ist in seinem Element, als er diese beiden Fälle mit seiner Klasse bespricht. Thema der Dreifachlektion der angehenden Systemgastronomen an diesem Mittwochvormittag: Kaufen und Kaufvertrag. Der 51-Jährige steht an seinem Laptop am Pult, gestikuliert, argumentiert, macht einen souveränen Eindruck. «Er weiss, wovon er spricht», wird eine seiner Schülerinnen später sagen.

Das war nicht immer so. Pfann, Germanist und Historiker, hat vor 20 Jahren die Seiten gewechselt: vom Gymnasium an die Berufsschule, statt Deutsch und Geschichte allgemeinbildender Unterricht. Zum Beispiel Kaufrecht. «Zu Beginn hatte ich keine Ahnung von Rechtsthemen. Ich hatte noch nie ein Gesetzbuch in der Hand», sagt er. Auch sonst war vieles neu: ein breiteres Themenfeld im Unterricht; lebensnahe Fragen, die weit über den Lehrberuf der Lernenden hinausreichen und ihnen trotzdem praktische Fertigkeiten für den Alltag vermitteln sollen – dem akademisch geprägten Lehrer tat sich eine andere Welt auf. Statt mit Schülern, die ihre Jugend weiterhin geniessen können, hat er mit jungen Erwachsenen zu tun, die sich in der Arbeitswelt behaupten und bereits im ersten Lehrjahr Verantwortung übernehmen müssen.

Pfann sagt: «Nach zwei Monaten sind die meisten keine Sekundarschüler mehr, das merkt man.» Am Gymnasium habe er diese Verwandlung nicht mitbekommen. Berufsschüler würden auch früher politisiert, weil sie von politischen Entscheidungen stärker betroffen seien als Maturanden: «Vor 20 Jahren waren Berufsschüler rechts, heute sind sie links.» Die Befürchtung, dass man wegen Ausländern keine Lehrstelle finde, habe sich nicht bewahrheitet. Stattdessen begriffen sich die Lernenden eher als eine – eher schwache – Gruppe der Arbeitswelt, egal welcher Herkunft. Und es sei auch nicht so, dass sich Berufsschüler für Allgemeinbildung nicht interessierten (obwohl sie es locker nehmen könnten; die Leistung im Lehrbetrieb zählt viel mehr).

Die Weinaktion im Supermarkt gilt übrigens als verbindliches Angebot an den Kunden, Mengenbeschränkungen im Nachhinein an der Kasse sind nicht zulässig. Inserate hingegen sind immer unverbindlich. Hätten Sie's gewusst?

---



## Keine Lust mehr auf Schule

NZZ 25.11.2020, Bildung, Urs Hafner

***Es schien klar: Lorin macht die Matura. Doch dann fiel der Knabe in ein Loch, er hatte genug vom Gymnasium. Was nun?***

Fast alle Eltern wollen für ihre Kinder nur das Beste. Was aber ist das Beste? «Es war eine Befreiung», sagt Lorin und blickt frohgemut in die Runde. Der aufgeweckte 16-Jährige hat vor drei Monaten die Schreinerlehre angefangen. Zuvor besuchte er während vier Jahren die Kantonsschule Reussbühl in Luzern. Dieter sagt: «Ich musste über meinen Schatten springen, aber habe dabei viel gelernt.» Dieter ist Lorins Vater. Von Beruf Theaterpädagoge, arbeitet er unter anderem an der Kanti Reussbühl, ausgerechnet. «Seit Lorin die Lehre macht, sehe ich ihn weniger, aber wir reden noch immer über die Lehrer», sagt Elina. Sie ist Lorins Schwester und Kanti-Schülerin in Reussbühl, wie noch vor kurzem ihr Bruder. Sie will Schriftstellerin werden.

Wir sitzen am schlichten Holztisch im Wohnzimmer. Vater, Sohn und Tochter. Nur die Mutter fehlt; die Künstlerin bereitet eine Vernissage vor. Nichts Überflüssiges steht herum, kein Krimskrams, kein Plastik, keine Wegwerfwaren. Das Innere des Häuschens im Luzerner Reussbühl-Quartier ist nachhaltig renoviert worden. Es liegt in Sichtweite der gleichnamigen Kanti.

### **Das Ende der Jugend**

Die Mittelschichten, die Akademiker und Kreativen: Sie wünschen sich, dass ihre Kinder das Gymnasium besuchen, damit diese in der sozialen Hierarchie nicht abrutschen. Schweizweit wird die Matura nur von rund 20 Prozent der Jugendlichen erworben. Sie gilt als Eintrittsbillet zu den universitären Hochschulen, als Königsweg zum Master- und zum Dokortitel, als Schlüssel für die prestigeträchtigen und einkommensstarken Berufe in der Ökonomie, der Juristerei und der Medizin. Wenn die schulischen Leistungen ihrer Sprösslinge den Übertritt ins Gymnasium gefährden, greifen viele Eltern für Privatunterricht und Prüfungsvorbereitung tief in die Tasche, sofern sie es sich leisten können. Die Kanti muss sein, um fast jeden Preis, auch wenn der Nachwuchs massiv unter Druck gerät.

Der elterliche Wunsch ist aber auch von der Sorge um das Wohl der Kinder motiviert: Wer die Kanti besucht, kommt in den Genuss einer verlängerten Jugend. Notendruck und Prüfungsstress gehören zwar zum Alltag einer Mittelschülerin, auch am Wochenende, aber dieser umfasst auch Bildungserlebnisse auf Exkursionen, Ausschlafen, Stundenschwänzen und die aufregende Emotionalität des Klassenverbands.

Davon hat der Lehrling weniger. Sein Tag beginnt immer frühmorgens, den Anweisungen des Lehrmeisters ist stets Folge zu leisten. Der Ernst des Lebens: Der Lehrling bekommt ihn am eigenen Leib zu spüren. Er muss wissen, was aus ihm werden soll, wo in der Berufswelt er sich positionieren will, während die Kanti-Schülerin sich eine Laufbahn als Chefärztin oder Schriftstellerin ausmalen darf und im Notfall immer noch Geschichte studieren kann. Auch Dieter hegte den Gedanken des Jugendmatoriums, als Lorin in die Kantonsschule Reussbühl eintrat. Für den guten Primarschüler war der Übertritt bloss Formsache. Der Vater war froh, seinen Sohn auf der präakademischen Schiene zu wissen. Auch Lorin war zufrieden. In den ersten zwei Jahren lief alles gut. Dann aber liess seine Motivation immer mehr nach: «Wir hatten 16 Fächer, das war mir einfach zu viel.» Seine Noten wurden schlechter. Als Corona und der Lockdown kamen, hätte Lorin sich auch noch durch das Homeschooling beissen müssen. Er hatte genug, die Mangelpunkte konnte er wegen der ausgefallenen Prüfungen nicht mehr ausgleichen, Repetieren wollte er auf keinen Fall.

Die Eltern sahen, dass es so nicht weitergehen konnte. Wiederholt setzte die Familie sich



zusammen und besprach die Lage. Dieter sagt: «In dieser Krise bin ich meinen Kindern wieder nähergekommen. Ich glaube, sie hat die Familie zusammengeschweisst.» Vater und Sohn machten Berufseignungstests, die sie im Internet fanden: «Wir hatten eine Übereinstimmung von 80 Prozent», erzählt Lorin und lacht. Er fasste sein Berufsziel: Schreiner. Die an sich schwierige Suche nach einer Lehrstelle dauerte nicht lange. «Wir hatten Glück und fanden in der Nähe einen ausgezeichneten Betrieb, der eigens für Lorin eine Stelle schuf», sagt der Vater. Im April noch war Lorin ein Kanti-Schüler, im August hat er die Ausbildung zum Schreiner angefangen – und ist begeistert.

Die Berufslehre tritt in Lorins Schilderungen als eine lange Reihe spannender Herausforderungen auf: «Nun beschäftige ich mich mit Finanzen und Budgets. Diese Dinge sind im Beruf nützlich, aber auch für mein Leben. Ich lerne, wie mit anspruchsvollen Kunden um Aufträge verhandelt wird, ich muss im Betrieb digitalisierte Prozesse beherrschen. Und ich habe, auch wenn ich ab und zu Überstunden mache, jeden Tag Feierabend. Das gefällt mir.» Foppen ihn die Kollegen in der Schreinerei als ehemaligen Streber? «Überhaupt nicht, sie sehen in mir nicht den Theoretiker, sie akzeptieren mich voll.» In der Berufsschule, die Teil der Berufslehre ist, heisst es unter den Mitschülern eher einmal, der Ex-Kanti-Schüler kenne die Lösung sicher. In der Mathematik sei er seiner Klasse voraus, sagt Lorin, sonst aber habe er neue Fächer wie Berufskunde und das Studium von Holzarten und Chemikalien, in denen er keine Vorkenntnisse besitze. Und der Chef, ist er streng? «Nein, das Verhältnis mit dem Lehrmeister ist sogar persönlicher, als es mit dem ehemaligen Klassenlehrer war – er hat mehr Zeit für mich.»

### **Glücklicher als vorher**

Und was, wenn ihm der Beruf dann doch nicht gefällt? «Ich werde sicher nicht vierzig Jahre lang Schreiner sein», sagt Lorin. Mit dem Vater hat er sich über die Weiterbildungswege informiert: Berufsmatura, Passerelle, Maturitätsschule für Erwachsene. «Das duale Bildungssystem der Schweiz ist eines der besten der Welt, weil es den Zugang zu den Hochschulen offenhält», ist Lorin überzeugt. Sein Vater pflichtet ihm bei: «Der Handwerker hat heute die gleichen beruflichen Möglichkeiten wie die Kanti-Abgängerin.»

Im Moment aber trennen sich die Wege der Geschwister. Elina, die etwas jünger ist als ihr Bruder, sieht, dass er glücklicher ist als vorher. Und doch bedauert sie, dass sie nicht mehr zusammen die Schule besuchen. Lorin, der Lehrling, vertritt nun das Realitätsprinzip, die Schwester experimentiert mit Worten im Reich des Imaginären. Sie werden sich hoffentlich nicht verlieren.

---

## **«Ich könnte keine Tiere schlachten»**

NZZ 25.11.2020, Bildung, Gabriela Dettwiler, Appenzell

*Lea Inauen ist Fleischfachfrau, und sie ist es gerne – vor allem wegen der Kunden und der Appenzeller Spezialitäten*

Ein Paar tritt an die Verkaufstheke, als Lea Inauen gerade dabei ist, frische Rindskutteln aufzuschneiden. «Was darf's sein?», fragt die junge Fleischfachfrau, die Gesichtsmaske vermag ihr freundliches Lächeln nicht zu verdecken. Die beiden sind unschlüssig, Lea hilft auf die Sprünge, kennt alle Zutaten der Fleischprodukte in der Auslage. Danach sagt der Mann, spürbar an einem Schwatz interessiert: «Wüssed Sie, für Qualität bezahle ich gerne etwas mehr!»

Lea Inauen hat im August ihre Lehre als Fleischfachfrau bei der Metzgerei Breitenmoser in Teufen in Appenzell Ausserrhoden abgeschlossen. Mittlerweile arbeitet die 19-Jährige in



der Appenzeller Filiale des traditionsreichen Familienbetriebs. An der Theke werden regionale Spezialitäten «wie zu Urgrossvaters Zeiten» angeboten: Appenzeller Mostbröckli, Siedwürste oder Bauernschübli. Bei der Berufswahl war Lea von Anfang an klar, dass sie eine Arbeit ausüben wollte, bei der sie viel Kontakt mit Kunden hat. Zuerst schnupperte sie in einem Sportgeschäft, dann in der Dorfmetzgerei, ihrem späteren Lehrbetrieb. «Mit jedem Tag hat es mir besser gefallen. Danach musste ich nur eine einzige Bewerbung schreiben.» Besonders die abwechslungsreiche und kreative Arbeit, etwa beim Legen von Fleischplatten, begeistert die Berufseinsteigerin bis heute.

Nicht viele Schulabgänger gehen den Weg von Lea. Die Branche kämpft mit einem gewaltigen Nachwuchsproblem. 2019 schlossen schweizweit gerade einmal 207 Lehrlinge die Fleischfachausbildung ab, ein Drittel der Lehrstellen blieb unbesetzt. Das liegt vor allem am schlechten Image des Metzgerberufs. Philipp Sax, der stellvertretende Direktor des Schweizer Fleisch-Fachverbandes, sagt: «Vielfach wird erwartet, dass man täglich mit Blut und Tod konfrontiert wird, was aber bei weitem nicht so ist. Schlachtungen führen nur die wenigsten Lernenden durch.» In der Fleischfachlehre gibt es drei Fachrichtungen: Gewinnung, Verarbeitung sowie Feinkost und Veredelung. Nur bei der Erstgenannten wird geschlachtet.

Lea Inauen hat sich, wie viele Frauen, für Feinkost und Veredelung entschieden, wo man im Verkauf tätig ist und vor Ort Spezialitäten zubereitet. Sie sagt: «Ich könnte selber keine Tiere schlachten, aber mit dem Zuschauen habe ich gar keine Mühe.» Für die Berufsmesterschaften lernte sie sogar das «Ausbeinen», also das Herauslösen der Knochen aus den Schlachttieren. Die aufgestellte Appenzellerin lebt für ihre Kunden und plaudert gerne mit ihnen. Im Gespräch betont sie immer wieder, wie gerne sie ihre Ideen einbringt und die Verkaufsfläche mitgestaltet. Und was gefällt ihr nicht? Lea muss lange nachdenken. «An Weihnachten kommt es vor, dass man lange arbeiten muss.»

Kurz vor Schichtende. Inauens letzter Kunde für heute betritt den Laden. Der ältere Herr bestellt nur etwas Aufschnitt und sagt: «Ich komme morgen dann nochmals vorbei.» Vielleicht kann Lea ihn dann für eine ihrer Appenzeller Spezialitäten gewinnen.

---

## Zeichnen, planen, rechnen

NZZ 25.11.2020, Bildung, Ruth Fulterer, Luzern

### ***Die Maturandin Justina Haupt macht eine Lehre als Konstrukteurin – mit Hilfe von oben***

Mit ein paar Klicks dreht und wendet Justina Haupt den Kasten auf dem Bildschirm vor ihr. Er hat eine Flügeltür und eine Schublade und soll dereinst den neuen 3-D-Drucker behausen, der im Moment noch hinter der jungen Frau im Grossraumbüro auf einem Tischchen steht. Sie und der Drucker sind neu in der Firma. Der Kasten ist Justinas Erstlingswerk als angehende Konstrukteurin bei Schurter in Luzern, wo Starkstromstecker, Schalter und Touchscreens produziert werden. Die Lernende wirkt nicht älter als ihre 20 Jahre – bis sie erzählt. Der ruhige, entschiedene Tonfall lässt erahnen, dass sie viel nachdenkt und weiss, was sie will. Im Moment ist das: praktisch arbeiten. Manches von dem, was sie am PC konstruiert, stellt sie später selbst in der Werkstatt her. Sie hat Spass am Bohren und Fräsen und ist überzeugt: «Wenn man Sachen mit den Händen macht, bleibt es einem besser in Erinnerung.» Deshalb hat sie sich gegen ein Studium entschieden, anders als die meisten ihrer Mitschüler an der Kantonsschule Zürcher Unterland – Justina macht eine Way-up-Lehre, eine verkürzte Ausbildung für Maturanden.



Ob sie sich das vor fünf Jahren habe vorstellen können? Sie muss lachen und schüttelt den Kopf. Einen konkreten Berufswunsch hatte sie nicht, ausser früher einmal Lehrerin. Was Konstrukteure machen, hörte sie von Freunden, die diesem Beruf nachgehen, sie kennt sie aus der Kirchgemeinde. Alles Männer, aber das beschäftigte sie nicht weiter. Ihre Neugier war geweckt. Die richtigen Fähigkeiten brachte sie mit: Sie war in der Schule gut im technischen Zeichnen und in Physik. Als Kind liess sie sich von der Mutter zum Spass Mathematikaufgaben stellen und knobelte am Rubikon-Würfel.

Nach der Matur 2019 probierte Justina für ein Jahr verschiedene Dinge aus: Sie arbeitete in einem Kinderzirkus und half auf einem Bauernhof. Und sie verbrachte zwei Monate in einem christlichen Sommercamp in Kanada. Das habe ihr Leben verändert, sagt sie: «Seitdem will ich für Gott leben. Ich vertraue darauf, dass er einen Plan hat für mich.» Dieser Plan habe sie nach Luzern zu Schurter geführt. Es passte einfach alles zusammen. Schon länger hatte eine gute Freundin sie gefragt, ob sie nicht in deren WG in Luzern einziehen sollte. Da kam die Einladung von Schurter zur Schnupperlehre. Die zwei Tage in der Firma überzeugten sie, sie sagt: «Ich habe gespürt, dass die Leute hier nicht nur die Arbeitszeit abhocken. Und man hat sich für mich interessiert.»

Am besten an dem Beruf gefällt ihr bis jetzt die Herausforderung, die beste Lösung für jede Anforderung zu finden. Für den 3-D-Drucker-Kasten hat sie mehrere Entwürfe skizziert und mit anderen überlegt, wo die Türen, Schubladen, Deckel und Kabelöffnungen am besten platziert werden. Dass ihre Arbeit nicht unbedingt nach einem Leben für Gott klingt, will Justina Haupt nicht gelten lassen: «Jesus war ja auch Handwerker.»

---

## «In der Luft gibt es keinen Pannenstreifen»

NZZ 25.11.2020, Bildung, Nils Pfändler, Kloten

### ***Der Flugzeugtriebwerkmechaniker Enrico Pellegrini bringt seinen Lehrlingen bei, präzise zu sein – und mit Fehlern umzugehen***

Enrico Pellegrini hat einen Schaden entdeckt – oder eine «Auffälligkeit», wie er es nennt. In der einen Hand hält er eine Taschenlampe, in der anderen einen Kontrollspiegel. Damit blickt er ins Innere des Flugzeugtriebwerks vor ihm. Und sieht winzige Dellen am Metallring eines Kompressors. Die sollten da nicht sein. Neben dem Flugzeugtriebwerkmechaniker steht ein Polymechanikerlehrling mit Strubbelfrisur und tätowierten Unterarmen. Pellegrini erklärt: «Die kleinsten Schäden können zum Problem werden. Hier könnte das Material geschwächt werden und ein Riss entstehen, der durch die mechanische Belastung und die Hitze immer grösser werden würde.» Im schlimmsten Fall, so der Ausbilder, könnte das Triebwerk in der Luft ausfallen. Pellegrini und seine knapp dreissig Kollegen bei SR Technics am Flughafen Zürich sind dafür da, dass so etwas nicht passiert. Im Schichtbetrieb nehmen sie rund um die Uhr ein Triebwerk nach dem anderen unter die Lupe. Wenn eine Maschine nach der Endmontage die Werkstatt in Kloten verlässt, ist es nach unzähligen Tests bereit zum Einsatz in zehntausend Metern Höhe.

Die Arbeit am Triebwerk gleicht einer Operation am offenen Herzen. Der OP-Saal: eine Halle so gross wie ein Eishockeystadion. Der Patient: ein tonnenschweres Wunderwerk der Technik. Das Team: Chirurgen in Schwarz. Fehler können verheerend sein. «In der Luft gibt es keinen Pannenstreifen» – das wird bereits den Lehrlingen eingebleut.

Doch dort, wo Menschen arbeiten, passieren Fehler. Deshalb haben Flugzeugtriebwerkmechaniker gelernt, damit umzugehen – indem sie alle Arbeitsschritte kontrollieren. «Wir



sind keine Roboter», sagt Pellegrini. «Jeder Fehler muss genauestens analysiert, besprochen, ausgewertet und behoben werden.» Den beiden Lehrlingen, die der 36-Jährige momentan auf die Abschlussprüfung vorbereitet, lebt er die offene Fehlerkultur vor. Davon profitierten alle, ist Pellegrini überzeugt. Es gehe nie darum, mit dem Finger auf jemanden zu zeigen. «Nur so können wir uns und die Prozesse stetig verbessern.»

Pellegrini, ein gelernter Automechaniker, hat sich die präzise Arbeitsweise längst zu eigen gemacht. Seine Worte wählt er mit Bedacht. Das Polohemd hat er in die Arbeiterhose gesteckt. Zwei Kugelschreiber und ein Leuchtstift stecken akkurat in gleichem Abstand zueinander in der Beintasche.

Mittlerweile haben sich fünf weitere Mitarbeiter um ihn versammelt. Mit einer hochauflösenden Minikamera fotografiert einer die Dellen in der Herzkammer des Triebwerks. Die Bilder werden später Ingenieuren vorgelegt, die das weitere Vorgehen bestimmen. Die Mechaniker sind sich jetzt schon einig: Das lädierte Modul muss demontiert, das Einzelteil ausgebaut und das Metall repariert werden. Ein knappes Dutzend Personen werden sich im gesamten Prozess um die stecknadelkopfgrossen Einbuchtungen in dem gigantischen Motor kümmern – und damit einen Schaden verhindern, der nicht passieren darf.

---

## «Hier kann man alles erreichen»

NZZ 25.11.2020, Bildung, Karin A. Wenger, Aarburg

### ***Aleksandra Milosevic hat im Detailhandel angefangen – mittlerweile studiert sie Germanistik***

Im Winter marschierte Aleksandra Milosevic kilometerweit in die Schule im nächsten Ort durch den Schnee. Sie wuchs in Ravnište auf, einem kleinen Bauerndorf im Osten Serbiens. Zur Haltestelle des Schulbusses, der im Winter nicht fuhr, brauchte sie eine halbe Stunde. In ihrer Klasse sassen gerade einmal fünf Schüler.

15 Jahre später. Aleksandra Milosevic schaltet in ihrer Wohnung in Aarburg den Laptop ein. Ihre heutige Vorlesung heisst «Germanische Sprachen im Überblick», zurzeit findet alles digital statt. Die 27-Jährige studiert im Master Germanistik mit Nebenfach Geschichte an der Universität Bern. «Haben Sie Fragen?», fragt der Professor. Milosevic hebt die Hand: «Können Sie die Silbenbalance erklären?»

Milosevic wuchs auf dem Bauernhof ihrer Grosseltern auf. Seit den 1980er Jahren ging ihr Vater als Saisonnier in die Schweiz, er wusch Teller in einem Restaurant in der Lenk. 2006 dann wurde die Schweiz die neue Heimat von Familie Milosevic. Die damals 13-jährige Aleksandra sprach kein Wort Deutsch, doch sie lebte sich schnell ein. In der neunten Klasse sagte ihr ein Lehrer: Es könnte reichen fürs Gymnasium, aber ihr Französisch sei zu schlecht. Also ging sie als Au-pair in die Westschweiz. Ihre Eltern fanden, sie solle eine Lehre absolvieren, damit sie einen Abschluss habe. Milosevic schrieb über fünfzig Bewerbungen – alles Absagen. Schliesslich konnte sie sich bei der Migros in Zweisimmen vorstellen gehen. Wenig später begann sie dort eine Lehre als Detailhandelsfachfrau. Die Idee indes, studieren zu gehen, liess sie nicht los. Nach der Lehre absolvierte sie erst die Berufsmaturitätsschule, danach die Passerelle. «Das war das schlimmste Jahr», sagt sie rückblickend. Milosevic hatte jeden Abend drei Stunden Unterricht, viel Theorie in Chemie, Biologie oder Physik. Tagsüber arbeitete sie 70 Prozent in der Migros. Sie wollte kaum Geld von ihren Eltern brauchen. Vor den Abschlussprüfungen dachte sie: «Ich schaffe das nicht.» Doch sie bestand. Seit 2016 studiert sie an der Universität Bern.

Das Schweizer Bildungswesen gilt als durchlässig, auch wegen der Passerelle. Sie



ermöglicht es Personen mit einer Berufs- oder Fachmatur, an einer Universität zu studieren. Milosevic sagt: «Man kann in der Schweiz alles erreichen, das finde ich toll. Man muss einfach wollen.» Aber auch Entbehrungen in Kauf nehmen und Geduld haben. Sie sei 27 und habe immer noch zwei Jahre vor sich. Ihre Grossmutter in Serbien frage oft: «Bist du jetzt fertig?» Neben dem Teilzeitstudium arbeitet sie in Baden als Archivarin. Die Arbeit mag sie, besonders den Einblick in vergangene Zeiten.

Gern gelernt hat sie schon immer. In Serbien erhielten die besten Schüler am Ende des Schuljahrs ein Buch geschenkt. Milosevic pickt eines aus der Bücherreihe auf ihrer Kommode. «Das ist von der ersten Klasse.» Es ist die Geschichte von Heidi.

---

## Seht her, wir bauen einen Smoker-Grill!

NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach, Uzwil

***Die Berufsmeisterschaften der Anlagen- und Apparatebauer hätten einiges zu bieten. Doch im Corona-Herbst bekommt das kaum jemand mit – Swiss Skills, die wichtigste Bühne der Schweizer Lehrberufe, steht im Schatten der Pandemie.***

Ein Dienstagmorgen im November um kurz nach acht. Bald gilt es ernst. Doch noch bleiben einige Minuten für ein paar Sprüche. «Geile Aufgabe!» – «Ich freu mich drauf!» – «Voll, aber es ist schon noch sportlich, wir haben nur vier Tage Zeit.» Die acht jungen Männer, die in der Lehrwerkstatt des Industrieunternehmens Bühler in Uzwil im Kanton St. Gallen in Arbeitermontur und mit verschränkten Armen reihum stehen, haben tatsächlich einiges vor. Vor ihnen steht ein kleiner Smoker: ein Grill auf Rädern, der aussieht wie eine Dampflokomotive. 70 Zentimeter lang, 80 Zentimeter hoch inklusive Kamin, über 12 Kilogramm schwer. Mit Temperaturanzeige, zwei runden Klappen an der Seite der beiden Räucherkammern und einer weiteren Öffnung vorne. Beine und Fahrgestell sind aus Aluminium, die feuerfesten Rohre aus Stahl beziehungsweise Chromstahl.

Prüfende Blicke der Profis, ein letzter Moment der Ruhe, volle Konzentration. Die Zielvorgabe klar: Bis Freitagmittag um halb zwölf soll jeder von ihnen exakt einen solchen Grill bauen. Material, Werkzeug und Baupläne liegen an den Arbeitsplätzen bereit. Noch einmal durchatmen. Patric Senn, 20, seit 5 Jahren bei Bühler, seit 2019 ausgebildet, steht an seiner Werkbank, die Arme auf den Tisch gestützt. Pünktlich um 8 Uhr 30 ertönt das Startsignal: Jetzt geht es an den Swiss-Skills-Meisterschaften der Anlagen- und Apparatebauer um alles. Senn und seine Konkurrenten (zwei von Schindler, drei vom Rüstungsunternehmen Ruag, zwei weitere von Bühler) legen los. Und zwar schnell – im Ordner blättern, Löcher für die Schrauben einzeichnen, die ersten Bauteile zurechtschneiden: Es ist offensichtlich, dass die Teilnehmer den Rat des Experten der Jury beherzigen und ab der ersten Minute ein hohes Tempo anschlagen. Ob sie auch den zweiten Hinweis beachten – «Nicht überhasten, so passieren Fehler, die erst recht Zeit kosten» –, wird sich zeigen.

### **Das Glanzstück von 2018**

Eigentlich hätte dieser Wettkampf im Rahmen einer zentralen Veranstaltung von Swiss Skills stattfinden sollen. Zusammen mit den Branchenverbänden führt die Stiftung seit sechs Jahren nationale Berufsmeisterschaften durch, an denen sich die besten Lernenden und Jungprofis des Landes miteinander messen. Der letzte Anlass in Bern im September 2018 war ein Riesenerfolg: 900 Teilnehmer aus 75 Berufen vermittelten ein spektakuläres, wenngleich wohl etwas geschöntes Bild der Arbeitswelt. Über 120 000 Besucher wohnten den fünftägigen Titelkämpfen auf dem Messegelände Bernexpo bei. Schulklassen – die wichtigste Zielgruppe der Grossveranstaltung – machten rund die Hälfte aus. Die SBB setzten 48 Extrazüge ein, das Medieninteresse war gewaltig. Die «grösste Berufsmesse





der Welt» wurde gefeiert, die SRF-Sendung «Schweiz aktuell» berichtete täglich über die Meisterschaften, über Lehrberufe und über die Möglichkeiten, die das Schweizer Bildungssystem später offeriert.

Dieses Jahr wäre der Anlass womöglich noch grösser geworden. Bis im Frühling lagen bereits 30 000 Anmeldungen von Schülern und Lehrpersonen vor, deutlich mehr als zum gleichen Zeitpunkt vor zwei Jahren, wie der Swiss-Skills-Sprecher Roland Hirsbrunner auf Anfrage sagt. Doch dann machte das Coronavirus der Veranstaltung einen dicken Strich durch die Rechnung. Die Titelkämpfe mussten aufgeteilt werden. Aus einem grossen wurden mehrere kleinere Events – vor viel weniger oder gar keinem Publikum. Der Wettbewerb der Polygrafen etwa fand am Bildschirm im Home-Office statt. Die wichtigste Bühne der Schweizer Lehrberufe hat zwar nicht kapituliert vor der Pandemie. Aber verglichen mit dem Glanzstück vor zwei Jahren sind die Berufsmeisterschaften im Seuchensjahr 2020 nicht wiederzuerkennen. Sie haben sehr viel von ihrer Strahlkraft verloren.

### «Uzwil24» statt SRF

Das zeigt sich auch beim Kräfteressen der Anlagen- und Apparatebauer in der Lehrwerkstatt von Bühler in Uzwil. Sekundarschulklassen sind im Zuge der verschärften Corona-Massnahmen von Ende Oktober nicht zugelassen. Für wenigstens ein bisschen Stimmung in der Halle sorgen kleinere Gruppen von Berufsschülern und Bühler-Angestellten, die kurz vorbeischaun dürfen. Statt SRF berichten die «Wiler Zeitung» und die Lokalplattform «Uzwil24» von dem Wettkampf, der nicht nur handwerkliches Geschick demonstrieren, sondern auch Lust machen soll, selber eine Lehre zu machen.

Vielen Betrieben fällt es schwer, geeignete Lehrlinge zu finden. Der Branchenverband Swissmem rechnet damit, dass in der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie auch dieses Jahr 7 bis 8 Prozent der Ausbildungsplätze unbesetzt bleiben. Lücken gibt es nicht zuletzt in jenen Berufen, die gute Schüler verlangen, weil neben praktischer Umsetzung komplexe Denkaufgaben zu bewältigen sind, die Prozesswissen und ein gutes Vorstellungsvermögen erfordern. Bruno Wicki, der Berufsbildungschef des Luzerner Liftherstellers Schindler, sagte vor zwei Jahren zur NZZ: «Angehende Polymechaniker, Informatiker und Elektroniker müssen in Mathematik und Naturwissenschaften genauso gut sein wie Gymnasiasten.» Automatikler wäre ein weiteres Beispiel. Diese Lehrberufe stehen in Konkurrenz zu Mittelschule und Matura, hier könnte ein Schaufenster wie an den Berufsmeisterschaften von Swiss Skills 2018 beim einen oder anderen jungen Zuschauer vielleicht den Unterschied machen.

Patric Senn braucht all das nicht zu kümmern – erst recht nicht an diesem Dienstag, dem ersten Wettkampftag für die besten acht Anlagen- und Apparatebauer der Schweiz: nur keine Zeit verlieren, von Anfang an darauf hinarbeiten, dass der Smoker fertig wird bis Freitag. Nicht verzetteln, nicht ablenken lassen, ruhig bleiben trotz grossem Druck. Der Thurgauer gehört zu den Erfahrenen im Starterfeld. Er war bereits vor zwei Jahren in Bern dabei, als es ein Sandkastenmodell eines Lastwagens samt Baggerschaufel und Anhänger anzufertigen galt. Sein Gefährt blieb ein Fragment, er wurde Vierter. Dieses Mal will er es besser machen. In der Pause wird er später sagen: «Ich glaube schon, dass es drinliegt, zu gewinnen.» Und: «Es ist stressig, aber auch ein gutes Gefühl.»

Die Baupläne zum Smoker-Grill füllen einen halben Ordner: Zeichnungen in mehreren Massstäben, Winkel- und Massangaben zu Dutzenden von Metallteilen. Das Material liegt in Übergrösse vor, bis auf die Schrauben und Nieten müssen Senn und die sieben anderen Teilnehmer jedes Element selber in Form bringen, zum Beispiel die Grillroste: Die Stange für den Rahmen liegt bereits auf dem Tisch, aber die Schnittlänge muss zuerst berechnet werden – schliesslich soll der fertige Rost keine Ecken, sondern vier schöne Rundungen aufweisen. Um herauszufinden, wie viel so ein Radius ausmacht, macht Senn mit einem Biegeapparat zuerst ein Probeteil. Damit kann er die Schnittlänge der Rahmen-



stange berechnen. Anlagen- und Apparatebauer sollten immer einen Schritt vorausdenken.

Tun sie dies nicht, passieren Fehler. Bei der Abkantpresse – einer riesigen Maschine, die Metallbleche mit bis zu 85 Tonnen pressen und beugen kann – hat einer von Senns Konkurrenten zuerst die falschen Stellen gebogen. Jetzt kommt er bei der entstehenden Grillschublade nicht mehr weiter, da er sie in dieser Form gar nicht mehr einspannen kann in die Maschine. Er muss noch einmal von vorne anfangen und wird am Ende Fünfter.

Und Patric Senn, der gerne gewinnen würde? Eben noch hat er die letzte Naht an seinem Grill geschweisst, jetzt ist er dabei, die Chromstahlklappe anzubringen. Mit der unteren Kante der Öffnung scheint etwas nicht zu stimmen. Ein gezielter Schlag mit dem Hammer – und ein zweiter sollen es richten. Dann: schrauben, feilen, verputzen, die Temperaturanzeige befestigen. Den Kamin kontrollieren, steht er gerade? Schnell! Es ist schon Freitagmittag, die Zeit läuft ab. «Shit!» Der Kollege hinter Senn ist unzufrieden. Er wird nicht fertig werden. Schluss sirene. Patric hat es geschafft, sein Grill ist komplett!

### **Live-Chats in Schulklassen**

Solche Bilder verdienen es, gezeigt zu werden – vor allem jenen, die keine Ahnung haben, was Anlagen- und Apparatebauer alles können. Oder Lüftungsanlagenbauer, Confiseure, Mediamatiker, Zimmerinnen. Oder was man sich unter den über 200 weiteren Berufen, die man in der Schweiz erlernen kann, ungefähr vorstellen kann. Nur – wie bringt man das unter die Leute, wenn Schutzmassnahmen gegen ein potenziell tödliches Virus Veranstaltungen vor grossem Publikum verunmöglichen?

Swiss Skills hat sich etwas einfallen lassen. In wenigen Wochen wurde das Projekt Swiss Skills Connect realisiert: Im September stellten sich 250 junge Berufsleute für Live-Chats in Schulklassen zur Verfügung; bei den meisten von ihnen handelte es sich um erfolgreiche Teilnehmer früherer Meisterschaften. Die Jungprofis beantworteten rund 4000 Fragen, laut Roland Hirsbrunner erreichten diese sogenannten Inspirationstage über 10 000 Schülerinnen und Schüler in der ganzen Schweiz. 500 Klassen haben das Online-Angebot wahrgenommen. Auf der Website kann man sich durch einen «typischen Arbeitstag» der früheren Lehrlinge klicken und die wichtigsten Stationen im Werdegang der Swiss-Skills-Botschafter nachverfolgen. Einige haben ihr Instagram-Profil angegeben, für Fragen interessierter Jugendlicher wären sie weiterhin erreichbar . . .

Doch ob's etwas bringt – das lässt sich nicht sagen. Eine repräsentative Umfrage von Swiss Skills aus dem vergangenen Jahr zeigt zwar, dass das Image der Berufslehre gestiegen ist: 60 Prozent der Befragten fanden, dass man mit einer Lehre die gleichen Aufstiegschancen habe wie mit einem Studium, 10 Prozent mehr als 2017. Das bedeutet aber nicht, dass mehr Jugendliche eine Lehre machen. Vielmehr ist es bezeichnend, dass der Swiss-Skills-Sprecher Hirsbrunner sagt: «Es stellt sich die Frage, wie sehr wir mit unseren Botschaften überhaupt auf Jugendliche fokussieren sollen – wichtiger wären die Lehrer und vor allem die Eltern.» Diese Erkenntnis ist nicht neu. Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm fordert seit Jahren, dass sich die Berufsbildung mehr um die Eltern bemühe. Sie haben den grössten Einfluss auf die Berufswahl ihrer Kinder.

Das war bei Patric Senn nicht anders. Doch bei ihm kam es gut heraus. Er wollte zunächst Spengler werden. Doch seine Mutter insistierte, er solle doch noch bei Bühler schnuppern gehen. Anlagen- und Apparatebauer? Diesen Beruf kannte Senn gar nicht. Er übt ihn gerne aus, auch in der Schlosserei, wo er vor allem mit Schweissen beschäftigt ist. Gewinnen bei Swiss Skills? «Ein Podestplatz wäre schön», sagt er kurz nach dem Wettkampf. Dann würde er den Kollegen am Montag einen Kaffee spendieren. Er wird Zweiter. Zur Goldmedaille fehlten nur 1,7 Punkte.



## «Die Berufslehre hat ein Imageproblem»

NZZ 25.11.2020, Bildung, Robin Schwarzenbach und Nils Pfändler

**Jens Breu, CEO des Ostschweizer Komponentenherstellers SFS, hat einst als Mechanikerlehrling angefangen. Der schwindende Stellenwert der Berufsbildung bereitet dem Appenzeller Sorge, wie er im Gespräch mit Robin Schwarzenbach und Nils Pfändler erläutert**

35 Milliarden Bauteile weltweit: Der Output der SFS-Gruppe des vergangenen Jahrs kann sich sehen lassen. Aus einem Eisenwarengeschäft in Altstätten im Kanton St. Gallen ist in weniger als hundert Jahren ein Industriekonzern mit rund 10 000 Mitarbeitern geworden, mit 100 Standorten in 26 Ländern. Am Hauptsitz in Heerbrugg werden unter anderem Metallkomponenten hergestellt, vor allem für die Autoindustrie. In der Produktionshalle riecht es nach Öl. Riesige Maschinen spucken Präzisionsteile am Laufmeter aus. In der Lehrwerkstatt ein paar Gänge weiter sind angehende Polymechaniker dabei, Werkzeuge und Maschinenbauteile anzufertigen. Für Jens Breu, 48, seit 25 Jahren im Unternehmen und seit 2016 CEO von SFS, keine unbekannte Umgebung: Er ist gelernter Maschinenmechaniker.

*Herr Breu, wir befinden uns in der Lehrwerkstatt von SFS in Heerbrugg. Haben Ihre Lehrlinge die gleichen Karrierechancen wie Sie damals als Mechanikerlehrling in den achtziger Jahren?*

Absolut. Die Voraussetzungen in der Schweizer Bildungslandschaft sind gegeben. Es liegt an den Lernenden, das Beste aus sich herauszuholen.

*Wie war das bei Ihnen? Wussten Sie schon als Teenager, dass Sie ganz nach oben gelangen wollen?*

Nein. Ich habe mich auf Dinge konzentriert, die näher lagen: den nächsten Schritt an der Maschine, den nächsten in meiner Entwicklung. Für mich war immer zentral, dass ich meine Arbeit gerne mache – und neugierig bleibe. Das hat mich vorwärtsgebracht, auch im Maschinenbaustudium an der Fachhochschule Mitte der neunziger Jahre.

*Was hat Ihnen besonders gut gefallen am Mechanikerberuf?*

Dass ich mit verschiedenen Menschen zusammenarbeiten und von diversen Meinungen und Erfahrungen profitieren konnte. Und natürlich der Umgang mit und die Bearbeitung von Metall – zu sehen, was daraus entsteht und in welchen Produkten die eigene Arbeit dann ihre Fortsetzung findet. Freude an Menschen und Begeisterung für Technologie begleiten mich bis heute.

*Sind Mechaniker die besseren CEO?*

Jeder kann CEO werden. Man muss herausfinden, welcher Bildungsweg am besten zu einem passt. Viele Jugendliche lernen am besten in der Schule, mit Lehrern, Büchern und im Internet, die gehen dann an die Universität. Andere können sich Dinge besser «on the job» aneignen, im Austausch mit anderen. Das ist das Potenzial, das es in Lehrberufen zu erschliessen gilt.

*Haben Kaderleute, die kostspielige Weiterbildungen absolviert haben, einen Vorteil, wenn sie sich bei SFS bewerben?*

Nachdiplomstudiengänge gehören auf dieser Stufe fast schon dazu. Entscheidend sind jedoch die weichen Faktoren wie Kommunikation, Empathie, Teamfähigkeit, Hilfsbereitschaft, Flexibilität, Biss. Das spürt man in Vorstellungsgesprächen.

*Können CEO, die nie in einem technischen Beruf gearbeitet haben, einen Industriebetrieb überhaupt verstehen?*

Natürlich. Akademiker bringen viel theoretisches Wissen mit und müssen auf der praktischen Seite dazulernen, bei mir war es andersherum.



*Vermissen Sie es manchmal, an der Werkbank zu stehen?*

Früher konnte ich mich täglich freuen an dem, was ich geschaffen und erreicht hatte. Die Arbeit in der Geschäftsleitung eines Grossunternehmens ist komplexer, aber auch langfristiger orientiert. Entscheide von heute werden erst in zwei bis drei Jahren sichtbar. Das braucht etwas Durchhaltewillen. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich daran.

*Wann haben Sie das letzte Mal ein Stück Metall gefräst?*

Das ist schon eine Weile her. (Lacht.)

*Könnten Sie's noch?*

Ich könnte es sicher noch. Aber wahrscheinlich nicht mehr in der gleichen Qualität und Geschwindigkeit wie unsere Lernenden hier.

*Maschinenmechaniker werden heute keine mehr ausgebildet ...*

Dafür haben wir Polymechaniker, die diese und weitere Tätigkeiten auf sich vereinen und sich laufend spezialisieren – ein wichtiges Signal an die Jugendlichen, aber auch an die Eltern: Handwerkliches Geschick und damit ein Grossteil der Lehrberufe bildet die Grundlage unseres Wohlstands. Die gymnasiale-universitäre Schiene hat ihre Berechtigung, sie sollte aber nicht überbewertet werden.

*Aber die Matura, akademische (und akademisierte) Studiengänge und Diplome zählen heute mehr als früher. Haben Lehrlinge wirklich die gleichen Chancen auf eine Top-Karriere wie Sie vor dreissig Jahren?*

Ja. Ich glaube sogar, dass die Aussichten besser geworden sind. Die Mobilität hat zugenommen. Diplome bringen zum Ausdruck, was eine Person kann. Das kann Türen öffnen. Ich glaube aber nicht, dass andere Türen für Kandidaten ohne höhere Zertifikate deswegen verschlossen bleiben. Am Ende des Tages zählen immer die Leistung und die Erfahrung im Betrieb. Bei SFS nehmen wir akademische Titel nur dann auf die Visitenkarte, wenn sie einen Kundennutzen haben.

*Sie sehen das duale Modell also nicht in Gefahr? Obwohl die besten Kandidaten sich im Zweifelsfall vielleicht doch fürs Gymnasium entscheiden?*

Der Wettbewerb ist grösser geworden. Immer mehr Eltern sagen zu ihren Kindern: «Mach doch die Matura.» Auch wenn diverse Väter und Mütter später einräumen, einen Fehler gemacht zu haben. Sie hätten ihrem Sohn oder ihrer Tochter die Freiheit geben sollen, zuerst eine Lehre zu machen, sagen sie. Das höre ich oft.

*Hat die Berufslehre ein Imageproblem?*

Ja. Das hat auch damit zu tun, dass die Möglichkeiten danach zu wenig bekannt sind. Von meinen Schulkollegen in Appenzell Ausserrhoden gingen damals viele ans Gymnasium, einen Abschluss an der Universität haben sie dann aber nicht gemacht. Hier wären Lehre, Berufsmatur und Fachhochschule vielleicht passender gewesen, Schritt für Schritt.

*Wie war das in den Vereinigten Staaten?*

Dort sind die Vorbehalte noch viel stärker. Ich war Produktionsleiter bei SFS in Pennsylvania und Ohio. Die Eltern dort konnten fast nicht glauben, dass wir ihren Kindern bei entsprechender Leistung die duale Ausbildung bis und mit College-Abschluss finanzierten, wenn sie bei uns eine Lehre machten.

[Mehr...](#)

---



## Exportschlager Berufslehre

Tages-Anzeiger 5.12.2020, Debatte, Kopf des Tages, Edgar Schuler

### **Samuel Notz • Der ehemalige Banker will die Schweizer Berufslehre der Welt zugänglich machen.**

Es gibt keinen anderen Begriff, den Schweizer Politiker von links bis rechts, vom ehemaligen FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann bis zum SP-Alt-Nationalrat Rudolf Strahm mit so viel Wärme in der Stimme aussprechen: Duales Bildungssystem.

Die Idee ist hierzulande fest verwurzelt, dass die Lehre in einem Lehrbetrieb, verbunden mit einer Berufsschule, einen im Leben weiter bringen kann als ein Dokortitel. Dass sie der wirksamste Impfstoff gegen Arbeitslosigkeit ist, eine schützens- und förderungswürdige Schweizer Qualität, ja, dass die Welt profitiert, wenn sie sich das System bei uns abguckt.

In Samuel Notz hat die Idee einen unerwarteten Förderer gefunden. Denn eigentlich ist Notz das typische Produkt des akademischen Bildungswegs: Kantonsschule Wiedikon, Wirtschaftstudium, Bankkarriere, Gründung einer eigenen Beratungsfirma in China und Brasilien mit zuletzt 30 Angestellten. «Und dann, mit 50, habe ich mir gedacht: Ich möchte nochmals etwas anderes machen, etwas Nachhaltiges, die Welt verändern.»

In Gesprächen mit Geschäftspartnern entwickelte Notz eine Idee: die Berufslehre mit digitalen Mitteln international kompatibel machen und weltweit anbieten. Mit seiner neuen Firma Global Swiss Learning hat sich Notz jetzt darangemacht, die Idee umzusetzen. Zusammen mit Richemont, der Berufsschule des Schweizer Bäcker-Confiseurmeister-Verbands, liess Notz digitale Lehrgänge und Lehrmittel entwickeln.

Theorie und Praxis werden über das Internet vermittelt. Die Kommunikation ist dabei wechselseitig: Wer via Video lernt, einen Butterzopf zu flechten, übermittelt ein Foto der eigenen Bemühungen zurück, kann Fragen stellen und sich korrigieren lassen.

Ausländische Partnerschulen sollen die Onlinekurse vor Ort als komplette Ausbildungen einsetzen und werden in der Weiterbildung der eigenen Lehrer unterstützt.

Notz versteht das Angebot durchaus als Geschäft. Er hat einen Businessplan dafür aufgestellt, Marktforschung betrieben und Investoren gefunden. Die ausländischen Bildungspartner entrichten für die Kurse Lizenzgebühren. Global Swiss Learning bezahlt damit Digitalisierung, Umsetzung und Marketing, behält einen Profit zurück und gibt den Rest an die Schweizer Bildungsanbieter weiter.

Die ersten solchen Kurse für Bäcker, Konditoren und Confiseure werden nächstes Jahr in China und Brasilien anlaufen. «Mit dieser Kooperation können wir unser Wissen einfacher und kostengünstiger einem viel grösseren Publikum anbieten», sagt Reto Fries, der Direktor der Berufsschule Richemont. Als Nächstes will Notz Kurse für die Gastronomie und Hotellerie ins Programm aufnehmen, später Fachausbildungen in der Gesundheitspflege.

Für seinen abrupten Karriereschritt hat Samuel Notz ein Vorbild: seine Mutter. Katharina Heyer war als gefragte Designerin und Geschäftsfrau auf der ganzen Welt unterwegs. Aber mit 55 Jahren verliess sie ihr Hamsterrad und widmete sich fortan den gefährdeten Walen und Delfinen in der Strasse von Gibraltar. «Sie hat mir gezeigt», sagt Notz, «dass es auch in der zweiten Lebenshälfte möglich ist, sich mit viel Einsatz und Energie einer ganz neuen, erfüllenden Aufgabe zu widmen.»



## Angeblich rassistische Schulbücher

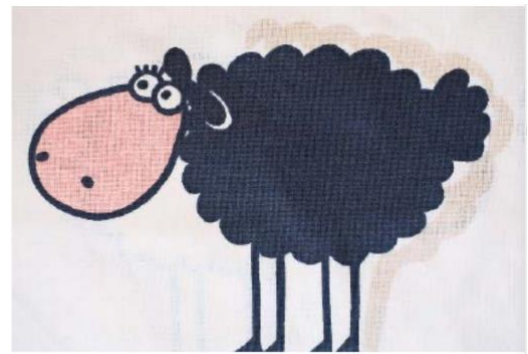
Zürcher Bote, 27.11.2020, Tobias Infortuna

**Nachdem Kinderbuchklassiker wie «Pippi Langstrumpf» und «Fünf Freunde» bereits gemäss Gutmenschen-Moral überarbeitet wurden, geht es nun den Schulbüchern an den Kragen. Eine mit Steuergeld finanzierte Studie kam nämlich zum Schluss, dass ausnahmslos alle Schulbücher voll von Rassismus seien.**

Rahel El-Maawi und Mandy Abou Shoak bezeichnen sich selbst als Anti-Rassismus-Fachfrauen und soziokulturelle Aktivistinnen – was auch immer das sein mag. Die beiden Frauen sind auch selbsternannte Bildungsexpertinnen und haben mit freundlicher Unterstützung unseres Steuergeldes die Schulbücher der Schweiz auf Rassismus untersucht. Was sie entdeckten, sei verstörend gewesen, denn kein einziges Schulbuch sei frei von Rassismus. Alle Bücher müssten sofort überarbeitet werden. Die 26-seitige Studie dieser beiden Frauen muss also unbedingt näher betrachtet werden.

### Schwarz ist nicht gleich schwarz

Zuerst einmal wird in dieser Studie, die in drei Broschüren angeboten wird, erklärt, dass man nicht «schwarze Menschen» schreiben darf, sondern «Schwarze Menschen» mit einem grossen S. Dies, weil es nicht um die Hautfarbe gehe. Schwarz mit grossem S sei eine politische Bezeichnung für Menschen mit Rassismuserfahrung. Womit schon einmal klargestellt wäre, dass sämtliche Schwarzen Menschen Erfahrung mit Rassismus haben. Wenn nicht, sind diese Menschen nicht Schwarz, sondern höchstens schwarz mit kleinem s. Zudem bedeute Schwarz mit grossem S eine soziopolitische Positionierung und eine emanzipatorische Widerständigkeit. Alles klar? Problemlos hingegen darf weisse Menschen mit kleinem w geschrieben werden, obwohl deren Hautfarbe ja auch nicht schneeweiss ist.



Gehorsam und wissbegierig fragte Hansli seine Lehrerin, ob er nun ein Schwarzes oder ein schwarzes Schaf gezeichnet habe. Bild: Pixabay

### Westliche Sklavenjäger\*innen

Das Wort «Zigeuner» finden die Autorinnen so schlimm, dass es nicht einmal ausgeschrieben, sondern immer nur als Z-Wort erwähnt wird. Ausserdem darf man nicht Rasse sagen, sondern nur Race. Das heisst zwar auch Rasse, nur in einer anderen Sprache, aber der Begriff Race werde eben als soziale Konstruktion verwendet. Darum ist «Race» gut und «Rasse» verboten. So weit, so wirr, aber so richtig kompliziert wird es mit den Afrikanern. Dieses Wort ist in jeder Sprache komplett verboten, denn Afrikaner seien nicht gleich Afrikaner. Es soll gefälligst Äthiopier oder Algerier gesagt werden, denn die Menschen und deren Kulturen seien unterschiedlich. Das Wort «Europäer» hingegen ist erlaubt. Es weiss schliesslich jedes Kind, dass es keinen Unterschied zwischen Spaniern und Norwegern gibt. Wobei die Autorinnen auf das Wort Europäer ebenfalls verzichten, sie bevorzugen die charmante Bezeichnung «westliche Unterdrücker\*innen». Auch Ausdrücke wie «mutige Forscher» müssten durch «plündernde



Nach der Astronomiestunde war sich die Klasse einig, dass es wohl besser ehrfurchtsvoll das Schwarze Loch sei und bleibe. Es warte dann vielleicht länger, bevor es die Erde verschlucke. Bild: Pixabay



Abenteurer\*innen» ersetzt werden. «Sklavenjäger\*innen» geht natürlich auch.

### **Wie zeichnet man einen Homosexuellen?**

Das Gendersternchen geht in der Analyse der beiden Frauen selbstverständlich nie vergessen, denn sie sind auch Fachfrauen für Genderfragen. Zusätzlich auch Fachfrauen für Leute mit Behinderungen und für Leute, die in Armut leben. Darum fordern sie, dass in Schulbüchern nicht nur Schwarze Menschen und People of Color angemessen vertreten sein müssen, sondern auch Menschen aller (sic!) Geschlechter, Menschen mit Behinderungen und arme Menschen. So bemängeln sie, dass nicht einmal auf einem Wimmelbild mit 46 Personen ein armes Kind oder ein Homosexueller abgebildet sei. Wie man ein armes Kind oder einen Homosexuellen zeichnet, wäre dann auch noch eine interessante Frage. Die erwähnten Zeichnungen werden in der Studie übrigens nur verschwommen abgebildet – aus Protest gegen die rassistischen Darstellungen. Wenn dann in den Schulbüchern tatsächlich einmal ein Kind of Color gezeigt wird, ist es aber auch wieder nicht recht, denn die beiden Expertinnen empfinden das dann als Alibi-Präsenz.

### **Der Schwarze Tell**

Auch die ganze Geschichte werde völlig falsch dargestellt. Immer mit eurozentrischem Blick. Nun ja, das könnte vielleicht daran liegen, dass wir in Europa leben. Dann werde andauernd die Unterentwicklung des globalen Südens thematisiert, obwohl das komplett falsch sei. Auf das Plädoyer, dass die Schweiz ihre Entwicklungsgelder streichen soll, wartet man dann jedoch vergeblich.

Diese falschen Darstellungen des globalen Südens würden bei Schüler\*innen of Color die psychische und körperliche Gesundheit gefährden. Die Folgen könnten Schmerzen, Erschöpfung und Depressionen sein. Um die Gesundheit in Zukunft zu verbessern, sollte man vielleicht nicht nur die Schulbücher, sondern besser noch die ganze Geschichte neu schreiben, schön gerecht nach Hautfarbe und Gender und so weiter aufgeteilt. So könnte zum Beispiel Wilhelm Tell als Schwarzer Mann auftreten, Gessler als Habsburger of Color und Walterli als junger westlicher Unterdrücker. Einer müsste dann auch noch homosexuell, einer behindert und einer eine Frau sein. Dann wäre alles perfekt. Und so macht Geschichte doch auch gleich viel mehr Freude! Man muss den beiden Expertinnen diese neuen Geschichtsversionen unbedingt unterbreiten, sonst ist die Menschheit nicht mehr zu retten.

Das Grundproblem sei, meinen die beiden Anti-Rassistinnen, dass die Verfasser und Herausgeber unserer Schulbücher fast ausschliesslich Männer seien. Da hilft es nicht, dass die Schweizer Schulbücher schon seit längerer Zeit einen politischen Linksdrall besitzen. Bei dieser männlichen Übermacht kann logischerweise nichts Gescheites entstehen.

### **Rassistische Anti-Rassistinnen**

Die penetrante Unterscheidung zwischen Schwarzen Menschen, weissen Menschen und People of Color, die sich durch alle drei Broschüren zieht, offenbart in erster Linie die kurze Sichtweise der Autorinnen. Indem die beiden Damen nämlich so grossen Wert auf die Unterscheidung der Hautfarbe legen, befeuern sie genau den Rassismus, den sie zu beseitigen vorgeben. Aber ohne Rassismus gäbe es eben für Anti-Rassismus-Expertinnen nichts zu verdienen. Aus diesem Grund wird empfohlen, alle Schulbücher unter Beizug von Expert\*innen der diskriminierungskritischen Bildungsarbeit zu überarbeiten, also unter Beizug von den Studienmacherinnen selbst. Dann wären wir also wieder bei den plündernden Abenteurer\*innen.

### **Die entscheidende Frage fehlt**

Selten kommt man in den Genuss solch durch und durch rassistischer Studien, in diesem



Fall rassistisch gegen weisse Menschen, Entschuldigung, gegen westliche Unterdrücker\*innen.

Das Lesen dieser Broschüren macht grossen Spass und kann deshalb wärmstens empfohlen werden. Als wissenschaftlichen Beitrag sollte man sie jedoch nicht ernst nehmen. Es muss allerdings befürchtet werden, dass die Autoren der Schulbücher sich gehorsamst an die Anordnungen von El-Maawi und Abou Shoak halten werden.

Eine Frage wird in der Studie aber nicht beantwortet – die vielleicht entscheidendste von allen: Wieso kommen so viele Schwarze Menschen und People of Color in die Schweiz, wenn unser Land doch so unglaublich rassistisch ist?

---

## Heinrich Pestalozzi – Pionier der politischen Pädagogik

Condorcet Bildungsperspektiven, 2.12.2020, Gastbeitrag von Peter Aebersold

***Ist Pestalozzi in Vergessenheit geraten oder passt er nicht mehr zu unserem Zeitgeist? Hat er uns nichts mehr zu sagen? Haben wir alle seine Hausaufgaben gelöst? Ist die revisionistische Geschichtsschreibung in den pädagogischen Elfenbeintürmen, die neben Pestalozzi u.a. auch die „unwissenschaftlichen“ Lehrerseminare angreift, mehr als blosser Selbsterhöhung? Peter Aebersold sucht die Antworten.***



Der Ehrenbürger der Französischen Revolution kämpfte sein Leben lang für eine gerechtere Gesellschaft in Wort, Schrift und Tat. Dabei liess er sich auch nicht von Rückschlägen und politischen Umwälzungen abhalten. Den Schlüssel für mehr Chancengerechtigkeit sah er in der allgemeinen Volksbildung und Erziehung in Elternhaus und Schule.

*„Ohne politische Erziehung ist das souveräne Volk ein Kind, das mit dem Feuer spielt und jeden Augenblick sein Haus in Gefahr bringt.“ Johann Heinrich Pestalozzi*

Pestalozzi ist nicht der Begründer einer theoretisch ausgerichteten Erziehungswissenschaft, sondern ein grosser Anreger in pädagogischen Fragen. Seine Schriften geben

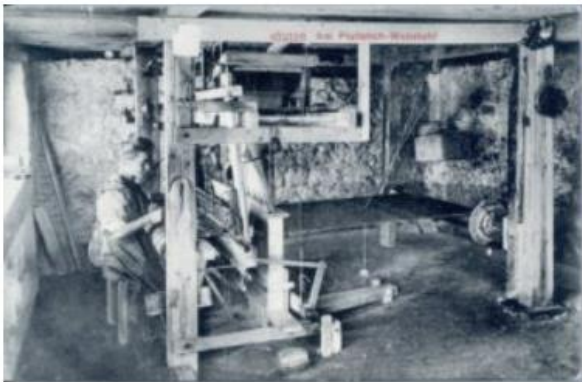




keine immerwährenden Lösungen für pädagogische Fragestellungen vor. Es sind bleibende Anregungen in der Frage nach dem Menschen, nach der Verbindung von Erziehung mit politischen und sozialen Themen und in der Frage nach dem Ziel und der Methode der Erziehung.

### **Vom Scheitern der „Armenschule“ zum Volkserzieher**

Inspiziert von Rousseaus „Retour à la nature« versuchte er sich eine Existenz in der Landwirtschaft aufzubauen. 1771, zwei Jahre nach dem Kauf des Neuhofgutes, wurde er Opfer der europaweiten Missernten und seiner mangelnden Erfahrung. Er verliess das Konzept der Berner „Ökonomischen Patrioten“ um seinen Lehrmeister Tschiffeli, weil er es als sinnlos ansah, die arme Landbevölkerung in landwirtschaftlichen Produktionsmethoden zu unterrichten, wenn sie nie Aussichten auf eigenes Land hätten.



*Mit Heimarbeit einen Zusatzverdienst ermöglichen.*

Er wandte sich der Frühindustrialisierung zu und liess im Keller des Neuhofs Webstühle installieren, um der armen Landbevölkerung seiner Nachbarschaft mit dem Weben von Baumwollstoffen einen Zusatzverdienst zu ermöglichen. 1774 erweiterte er diese Produktionsstätte zu einer Anstalt für arme Kinder. Er wollte den Kindern durch die Arbeit in der Baumwollverarbeitung helfen, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen und ihnen gleichzeitig grundlegende Fähigkeiten und Wissen dazu beibringen. Es war jedoch noch schwieriger als heute, die

unterprivilegierten Kinder und Eltern davon zu überzeugen, dass ihr Schicksal nicht gottgewollt war und dass sie es aus eigenen Kräften verändern konnten. Obwohl sein Experiment auf dem Neuhof 1780 vor allem aus finanziellen Gründen scheiterte, wurde diese Zeit eine wichtige Etappe auf dem Weg zu seiner sozialpolitisch motivierten Pädagogik. Als er dabei entdeckte, dass ein grosser Teil der ländlichen Unterschichten ein Leben nahe dem Existenzminimum führen musste, begann ihn dieses Problem und wie es gemeistert werden könnte, fast unablässig zu beschäftigen. Bisher wurde jede Idee einer gleichberechtigten Demokratie mit dem Vorwand abgewiesen, dass das Volk nicht gebildet genug sei. Die Antwort führte ihn mitten in die praktische Erziehung hinein.

*„Der Arme ist mehrenteils arm, weil er zur Erwerbung seiner Bedürfnisse nicht auferzogen ist; man soll hier die Quelle stopfen.“ (Heinrich Pestalozzi)*

Trotz dem Misserfolg der 1770er Jahre war er nach wie vor von der Notwendigkeit der Volkserziehung erfüllt und er wandte sich deshalb der Schriftstellerei zu. In seinem Erfolgsroman „Lienhard und Gertrud“, der zwischen 1781 und 1787 erschien, verarbeitete er seine Erfahrungen, in dem er das Leben des Volkes in einem Dorf, mit einer Familie im Mittelpunkt, nicht als Bauernidyll sondern als brutale Realität darstellte.

### **Hauptamtlicher Erzieher, Schulgründer und Schulleiter**

Mit seiner Berufung als Waisenhausleiter in Stans durch die Regierung der Helvetischen Republik wurde Pestalozzi 1798 mit 53 Jahren hauptamtlicher Erzieher und blieb es fortan. In Stans kam erstmals ohne Belastung durch einen wirtschaftlichen Nebenerwerb seine genuine und geniale Fähigkeit im Umgang mit Kindern zum Tragen, die er vielen Routinepädagogen voraus hatte. Er wollte den neuen Staat unterstützen, indem er den ihm anvertrauten, kriegsverwahrlosten Kindern eine Erziehung und Bildung zukommen liess. Die Bedeutung seiner Grunderfahrung beschrieb er im „Stanser Brief“.



*Pestalozzi in Stans: Grosse Hingabe*

In Burgdorf begann er als einfacher Lehrer, wurde später Leiter des Instituts auf dem Schloss und zum wichtigsten Pädagogen im Lande und des deutschen Sprachbereichs. Erstmals entwickelte er seine „Methode“ im Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, die er einmal im folgenden Satz zusammenfasste: „Einsicht, Liebe und Berufskraft vollenden den Menschen. Der Zweck der Erziehung ist einzig diese Vollendung...“. Er erkannte, dass Schüler beim Lernen eine systematische Anleitung brauchen. Für ihn war die Anschaulichkeit der Unterrichtsmethoden zentral. Ausgehend von der «Anschauung» mussten sich die Kinder klare und richtige Vorstellungen von den Dingen machen, denn jede Erkenntnis gehe von der sinnlich erfahrbaren Realität aus. Ebenso wichtig waren ihm die Gemütsbildung und die soziale Verbundenheit in der Schulklasse und mit dem Lehrer. Während die Pädagogik Humboldts

sich der Herausbildung der Eliten (Gymnasien und Hochschulen) widmete, diente diejenige Pestalozzis der Volkserziehung für alle heranwachsenden Kinder, ob reich oder arm. Sie enthielt einen demokratischen Ansatz, welcher der Schule die Aufgabe zuwies, künftige Staatsbürger nicht in der Unwissenheit zu belassen, sondern ihnen ein solides, praktisch nutzbares Grundwissen zu vermitteln.

*„Der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit.“ (Pestalozzi: Abendstunde eines Einsiedlers, 1780)*

Im Schloss Yverdon, in das er mit seinen Mitarbeitern übersiedelte, fand seine letzte und längste Etappe pädagogischen Wirkens statt. Hier wirkte er nicht als Fachlehrer, sondern als Organisator, der mit seinem Geist und seiner Begeisterung das Ganze belebte. Deshalb kamen auch viele auswärtige Besucher nach Yverdon und immer mehr ausländische Zöglinge aus wohlhabenden und vornehmen Familien, wodurch das Institut keiner Finanzierung durch die Regierung mehr bedurfte. Pestalozzis Ideal der Armenerziehung konnte er aus finanziellen Gründen in Clindy nur kurze Zeit verwirklichen. 1825 schloss die Anstalt in Yverdon ihre Tore.

Ein Jahr später hielt Pestalozzi als Präsident der Helvetischen Gesellschaft seine Präsidialrede in Langenthal, die als sein politisches Vermächtnis gelten kann. Er begründete darin die Bedeutung und Eigenart der Schweiz einerseits mit ihrer demokratischen Gleichheit und Einfachheit in den Gebirgsgegenden und andererseits mit dem wirtschaftlichen Wohlstand der fortschrittlichen Städte. Er wies darauf hin, dass dieses Gleichgewicht durch die zunehmende Industrialisierung gestört wurde, die „Wohnstubenbildung“ aus vielen Haushaltungen verschwunden sei, wodurch die Volksschulen „von allem, was die solide Begründung des häuslichen und bürgerlichen Wohlstandes der Individuen aller Stände erfordert, entblösst blieben.“



1928 erscheint Pestalozzis Gesamtwerk auf Japanisch

### **Verbreitung seiner Lehre, Würdigung und Rezeption**

Pestalozzis pädagogisches Wirken und seine Schriften strahlten europaweit aus. 1792 verlieh die revolutionäre „Assemblée législative“ in Paris dem Schweizer Pädagogen neben George Washington, Thomas Paine, Schiller, Kant und anderen Prominenten das Ehrenbürgerrecht. 1814 wurde er in Basel vom Zaren Alexander I. zu einer Audienz empfangen, der ihm den Wladimir-Orden 4. Klasse verlieh. Weitere Begegnungen hatte er mit dem König von Preussen und mit Metternich usw.

[Mehr...](#)